

Afrikanische Bautypen.



Eine ethnographisch-architektonische Studie

VON

Hermann Frobenius

k. Oberstlieutenant a. D.

DACHAU B. MÜNCHEN

Druck von Franz Mondrion

1894.

Deutsche Kolonial-Bibliothek

Afrikanische Bautypen.

Eine ethnographisch-architektonische Studie

VON HERMANN FROBENIUS.

Mit 66 Skizzen.*)

(Alle Rechte vorbehalten.)



Im Allgemeinen macht man sich keine hohe Vorstellung von den technischen Erzeugnissen unserer schwarzen Brüder in Afrika und ist vielfach noch heutigen Tags, wo doch so viele werthvolle Berichte von Forschungsreisenden vorliegen, geneigt, die Afrikaner nicht nur als unkultivirte Wilde zu betrachten, sondern sogar als kulturunfähig, als minderwerthig bezüglich ihrer intellektuellen Eigenschaften, als Zwischenglied zwischen der adligen Rasse der Kaukasier und der unserer Darwinischen Voreltern, der Affen anzusehen. Gerade in Folge dieser Missachtung gegen Völkerschaften, welche in neuentdeckten Gebieten, kulturell weniger entwickelt, dem europäischen Eindringling entgegentraten, ist die falsche Behandlung der Eingeborenen, die Ausrottung oder Korruption vieler Volksstämme durch die Europäer und zahllose Misserfolge bei den Kolonisationsversuchen im Interesse der Eingeborenen sowohl als der Erbauer jener Gebiete zu beklagen.

Wir gehen jetzt von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus, als die Portugiesen bei der Gründung von Angola oder die Niederländer bei der Besitzergreifung der Südkaps und Entwicklung der Kapkolonie. Wir halten es in unserem Interesse für richtiger, die Stämme der Eingeborenen nicht einfach ihres Besitzthums zu berauben, sondern ihnen die Abtretungen von unkultivirtem Gebiet zu ersetzen durch langsame

*) Die Profil- und Ansichtsskizzen sind so weit wie möglich, der Vergleichung wegen, in gleichem Maassstab gezeichnet (1:200).

Erziehung zu einer höheren Kulturstufe, zur zweckentsprechenden Arbeit und zur industriellen Vervollkommnung. Damit werden auch ihre Bedürfnisse wachsen und unsere einheimischen Erzeugnisse werden neue grosse Absatzgebiete finden. Mit den Bedürfnissen wird aber die Arbeitsleistung sich steigern müssen und in der Wechselwirkung der Produktion und Konsumtion sollen alle Theile ihren Vortheil, die Eingeborenen aber ihre allmählich weitere Entwicklung zu höherem Kulturleben finden. Da wir somit nicht nur das Land, seine Produktionsfähigkeit, seine klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse etc. ins Auge fassen müssen, sondern auch die Art und Natur, die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Eingeborenen, so kann es im Interesse unserer afrikanischen Kolonien nicht als eine nutzlose, unfruchtbare Arbeit angesehen werden, wenn wir die technischen Fertigkeiten derselben in den Bereich unserer Studien ziehen.

Die Wohnung ist eines der ersten Bedürfnisse auch des bedürfnislosesten Naturmenschen — und auch in Afrika, sei es unter der glühenden Sonne des Aequators und im Bereich der wolkenbruchartigen tropischen Regengüsse, sei es auf den hochgelegenen, von eisigen Winden gefegten Plateaux des Südens. In der zweckmässigen Bauweise der Behausung, in der wohnlichen Ausgestaltung derselben charakterisirt sich die Lebensweise des Stammes; eine besondere Form und Einrichtung wird typisch für denselben, sie wandert mit ihm, wenn er seine Sitze zu verlassen sich gezwungen sieht, und wo er wieder Fuss fasst, wo er für seine Heerden günstige Weideplätze findet, oder wo der Boden ihm reichen Ertrag seiner Ernte verspricht, dort erbaut er seine Hütten in der altgewohnten Weise und Form. Nicht findet er immer dasselbe Material, welches ihm in der früheren Heimath zur Hand war, und die Verschiedenheit desselben mag ihn zu einzelnen Aenderungen zwingen; niemals aber wird er eine gänzlich verschiedene neue Form erfinden, sondern der alten möglichst getreu eine neue entwickeln. Es ist aus diesem Grund gerade die Beobachtung des Baustils bei den verschiedenen Völkerschaften Afrika's von ausserordentlicher Wichtigkeit für die Beurtheilung ihrer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, für die Rückschlüsse auf die frühere Geschichte derselben mit ihren unaufhörlichen Wanderungen, Kriegen und Umwälzungen. Keiner der einzelnen Anhaltspunkte, welche man ins Auge gefasst hat, um in diese ausserordentlich wirren Verhältnisse Licht und Ordnung zu bringen — wie Sprache, Hautfarbe, Schädelbildung, Gewerbe, Industrieerzeugnisse etc. — hat sich allein als hinreichend erwiesen zu diesem Zweck. So lehrt z. B. die Vergangenheit der Marutse (südwestlich des Bangweolo-Sees), dass dieselben die

Sprache der Makololo, eines Betschuanen-Stammes, welcher sie vor etwa 7 Jahrzehnten überwältigte und beherrschte, angenommen haben und sprechen, obschon sie die Makololo durch Krankheit, Mord und Seuchen längst wieder los geworden sind. So nehmen alle Stämme, welche mit den Haussa in Berührung kommen, mit merkwürdiger Schnelligkeit deren Sprache und Eigenart an, um bald in ihnen ganz aufzugehen. Man muss berücksichtigen, dass die meisten Völkerschaften — sei es mit ihren sieghaften oder überwältigten Feinden, sei es mit geraubten Frauen anderer Volksstämme — vielfach sich vermischt haben, und hiedurch in der Schädelbildung und in der Hautfarbe, wie im Gesichtsschnitt zahllose Verschiedenheiten in einem und demselben Stamm entstanden sind, so dass man die Merkmale der reinen Rasse oft nicht mehr zu beurtheilen im Stande ist. Selbst dem Gewerbe — Viehzucht oder Ackerbau — vermag ein ausgewandeter Volksstamm nicht immer treu zu bleiben, wie z. B. die Djur, ein ausgewandeter Schilluk-Stamm, zu Ackerbauern wurden, weil sie in ein Gebiet kamen, in welchem durch die Tsetsefliege ihre Heerden alle zu Grunde gingen. So ist auch das Kennzeichen des Baustils nicht untrüglich, aber doch mehr als manches der anderen dazu geeignet, dem Werdegang der Völkergruppierung nachzuspüren und bestimmte Vermuthungen aufzustellen. Hypothesen nur, aber werthvoll dadurch, dass man der Wahrheit merklich näher kommt, wenn auch andere Kennzeichen diese Hypothesen unterstützen.

Die Quellen, aus welchen wir unsere Kenntnisse schöpfen können, sind allerdings nicht allzu ergiebig. Wunderbar bei der grossen Anzahl von Reisebeschreibungen und Forschungswerken, mit welchen die letzten Jahrzehnte gerade bezüglich Afrika uns beschenkt haben. Es sind aber immerhin recht bedeutende und für die Ergänzung des Zusammenhanges der Völkerschaften recht wichtige Gebiete noch von keinem Europäer betreten, andererseits hat sich eine grosse Zahl der Verfasser jener Werke darin Genüge gethan, mit Erzählung interessanter Reiseabenteuer und Schilderung aufregender Jagdgeschichten dem Leser die eigene Persönlichkeit vor Augen zu führen, während die Darstellung von Land und Leuten nur als Hintergrund und Staffage dient. Da sind Angaben über Bauten von einiger Genauigkeit kaum vorzusetzen und man muss schon mit den allgemeinsten Andeutungen zufrieden sein. Mancher Forscher hat sich auch wohl werthvolle Notizen in sein Tagebuch gemacht, aber, sei es aus Mangel an technischem Verständniss, sei es in Folge unleserlich gewordener Zahlen, die Angaben wollen sich nicht in vernünftigen Zusammenhang bringen lassen. Das Schlimmste sind die erläuternden Abbildungen, welche vielfach von den Zeichnern ohne Kenntniss des zugehörigen Textes

ausgeführt sind, so dass Widersprüche mit diesem keine Seltenheit sind. Da sind denn Arbeiten, wie Prof. Schweinfurth's *Artes Africanae*, von besonderem Werth und müssen gewissermassen die Basis bilden, auf welcher fussend man mit kritischem Blick an die Berichte anderer Autoren herantritt.

So lückenhaft und fehlerhaft demnach auch eine auf die bisherigen Quellen gegründete Arbeit erscheinen muss, so gibt sie doch immerhin ein Bild, von dem wir die Ueberzeugung gewinnen müssen, dass die Afrikaner aus dem Baumaterial, mit dem Werkzeug, das ihnen zur Verfügung stand, unter einigermassen der Entwicklung günstigen Verhältnissen, recht Tüchtiges und in einzelnen Fällen geradezu Staunenswerthes geleistet haben, ein Beweis für die ihnen eigene Geschicklichkeit und die einer bedeutenden Entwicklung fähige Intelligenz.

Als Material verwendet der Afrikaner Alles, was ihm die Natur an nutzbaren Gewächsen bietet und nach der Flora seines Gebietes muss jeder Volksstamm Konstruktion und Bekleidung seines Bauwerkes richten bezw. modificiren; aus der Eigenart der Flora ergeben sich die ursprünglichen Ideen und der Grad der Vollkommenheit, welcher mit einer bestimmten Konstruktion zu erreichen war. Eine grosse Bedeutung für die Flora haben nun die Höhen- bezw. Hochlandsstrecken, welche das Becken des Kongo im Nordosten vom Nilgebiet und im Süden vom Sambesi- und Ngami-See-Gebiet trennen. Die reiche üppige Vegetation der Tropenwälder, der Galleriewaldungen, der Bananen, der Oel- und Weinpalmen (*Elaeis guineensis* und *Raphia vinifera*) greift im Allgemeinen nicht, wenigstens nur vereinzelt, wie in Unjoro und Uganda, über diese Grenzen hinaus. Das vorzügliche Baumaterial, welches die *Raphia* in ihren Blattschäften, Bäume, wie die *Uncaria* mit ihrem bis zu 12 m Länge astfreien und feinfaserigen Holz, es darbieten, steht also nur in diesem westlich-centralen Theil des Erdtheils zur Verfügung. Meist muss man sich auf dünne Baumstämme, auf Bambus, Schilf, welches Längen bis zu 4 und 5 m erreicht, und auf das lange starke Campinengras beschränken. Nächst diesem dient Stroh und Rinde zur Bekleidung der Dachflächen und Wandungen, Bast zum Binden. Ein weiteres Baumaterial, welches im ganzen centralen Afrika sich vorfindet, ist Lehm oder Thon, zumeist in Gestalt eines eisenhaltigen Verwitterungsproduktes, des sogenannten Laterit, der in dünneren oder stärkeren Schichten die röthliche Bodenoberfläche bildet. Vielfach haben aber die Eingeborenen das Material in der Form nutzbar gemacht, wie es die Termiten in ihren mächtigen Hügeln durch Vermischung mit Schleim zu steinharten Massen verarbeitet haben. Die Termitenhügel bilden Erhebungen bis zu 5 m Höhe und ihre

Zertrümmerung bietet das Material für Untermauerungen in feuchtem Terrain.

Die Verwendung von Steinen als Baumaterial ist ausserordentlich selten und wo wir sie antreffen, sehr primitiver Natur. Einige Nil-Sudanstämme benutzen wohl aufrecht gestellte Steinplatten als Unterlage für ihre cylinderförmigen Getreidespeicher, um sie gegen Thierfrass zu schützen, bei den Bassonge (Kongo) finden wir einen Fall, dass die Gebäude durch Steinunterbau (neben der Verwendung von Lehm zu gleichem Zweck!) gegen Hochwasser geschützt werden. Mehrere Nil-Sudanstämme bedecken die Gräber ihrer Verstorbenen mit Steinplatten oder Steinpyramiden. Nur bei den Morú und Kederú aber treffen wir auf den Versuch, das Steinmaterial zur Herstellung eines Hohlbaues zu verwenden; sie fügen ihre Hühnerhäuser aus Steinplatten zusammen, welche in Cylinderform angeordnet, mit Lehm verstrichen und gefugt, sowie mit schweren Steinplatten bedeckt sind. Auch bilden sie ihre Grabdenkmäler wohl in analoger Weise, indem sie das Grab durch Steine umstellen, welche einer grossen Steinplatte als Träger dienen. Freilich finden sich Anzeichen, dass — wenigstens im südlichen Afrika — der Mauerbau nicht immer unbekannt gewesen ist, Ruinen vielleicht einer längst dahingegangenen Kulturperiode, welche wenigstens in einem Theil des Erdtheils einmal geblüht hat.

Ein solches Denkmal hat Dr. Holub 1884 bei den Betschuanen gefunden, die Ruinen von Tati. Mit dem Umfang von etwa 130 m umschliessen diese eine kleine Felsenkuppe in Gestalt einer Mauer, welche jedoch theilweise von schroff aufsteigenden Felsblöcken gebildet wird, so zwar, dass die künstliche Mauer an manchen Stellen 20 cm, an anderen bis 2 m hoch und 30 bis 50 cm stark ist. Am Eingang tritt die Mauer beiderseits vor und bildet einen förmlichen Gang. Die Steine sind in ziegelartiger Gestalt behauen, 10—25 cm lang, 8—15 cm stark, 6—25 cm breit, obere und untere Fläche trapezförmig und nach der beigefügten Skizze im Verband gelegt, eigenthümlicher Weise aber nicht durchweg in Flachsichten, sondern zwischendurch in unregelmässiger Anordnung auch in Schichten schräggestellter Steine verlegt. Die Herkunft dieser Ruine ist völlig räthselhaft. Die jetzigen Bewohner Central- und Süd-Afrikas verwenden selbst zu ihren Befestigungsanlagen niemals Steine. Hier handelt es sich nun sogar offenbar um bearbeitete Steine, wozu den Eingeborenen jegliches Instrument fehlt.

Das Handwerkszeug, welches der Afrikaner zur Arbeit mitbringt, ist äusserst einfacher Art: ein kleines Beil, bestehend aus einem eisernen Keil, dessen spitzes Ende in das knorrige Ende des 30—50 cm langen Stiels getrieben ist, und ein zweischneidiges kurzes Messer, an dessen Stelle wohl auch die

Lanzen-(Assegai-)Spitze tritt. Nur bei den Mangbattu, welche einen besonders hervorragenden Kulturstandpunkt einnehmen, finden wir ausserdem eine Art Dechsel oder Fassbinderbeil zur Bearbeitung der rohen Stämme, ein einschneidiges Messer ausser bei diesem Volkstamm bei den Marutse. Beide Besitzer dieses für die Arbeit so wesentlich vervollkommeneten Messers spielen eine wichtige Rolle in der Entwicklung des Hausbaues. Wir müssen die Aermlichkeit der Mittel und die Unzulänglichkeit des Handwerkszeuges wohl im Auge behalten, wenn wir die Bauten betrachten, welche damit erzeugt worden sind und wir werden staunen müssen über die Geschicklichkeit, Intelligenz und Vorstellungsgabe der Erbauer. Denn um die grossen Bauten der Mangbattu-, Waganda- und Bateke-Fürsten zu entwerfen und auszuführen gab es weder Baubureaus noch Bauentwürfe. Wie es dem Geiste des einzelnen Mannes, wahrscheinlich des Fürsten in höchsteigener Person, vorschwebte, so musste der Bau lediglich nach seinen mündlichen Angaben ausgeführt werden. Es liegt die Frage nahe, warum diese Volksstämme, welche doch Geschick und Intelligenz besitzen, nicht in der Vervollkommnung ihrer Werkzeuge fortgeschritten, warum sie nicht zu einer weiteren Entwicklung ihrer Bauten auch in dauerhafterem Material gelangt sind. Es liegt dieses jedenfalls hauptsächlich in dem mangelnden Bedürfniss und in dem eigenartigen Charakter des Afrikaners begründet. Ersteres hat ihn selbst in Ländern, welche schon seit langer Zeit im Besitz desselben Stammes sich befinden und deshalb eines verhältnissmässig friedlichen Zustandes sich erfreut haben, immer noch völlig auskommen lassen mit seinen einfachen, leicht zerstörbaren, aber ebenso leicht und schnell herstellbaren Bauten; Raub und Plünderung, Brand und Krieg bezeichnen jede Seite der Geschichtsbücher dieser Naturvölker und dieser Umstand ist deshalb sehr wesentlich. In der Natur des Afrikaners liegt aber jenes Sichgenügenlassen an dem, was die Natur bietet und mit der geringsten Mühe zu erreichen ist, welches nur durch den Zwang überwunden werden kann, nie aus sich heraus einen Antrieb zur Weiterentwicklung empfängt. Deshalb sind es auch nur jene durch starke Naturen gebändigten und tyrannisch beherrschten grösseren Volkskomplexe, in welchen der Laune des Herrschers besondere Anstrengungen und Leistungen ihren Ursprung verdanken. Wie die Pyramidenbauten Egyptens nur unter der Herrschaft eines allgewaltigen Tyrannen ausführbar waren, so finden wir nur in derartigen afrikanischen Staatswesen einen besonderen Aufschwung der Architektur. Aber neues Handwerkszeug zu schaffen waren jene Tyrannen nicht im Stande; sie konnten nur mit den ihnen bekannten Mitteln Ausserordentliches bauen; zur Vervollkommnung des

Werkzeuges gehört das individuelle Streben des Arbeiters selbst und dieses fehlt. Es ist charakteristisch, dass einer dieser Gewalthaber einem Europäer erklärte, wenn er es befehle, so müssten seine Unterthanen jedes Geräth, jedes neue Industrie-Erzeugniss anfertigen können, und der Versuch gelang vollständig. Haben doch die Eisenarbeiter mehr als eines dieser Völker mit ihrem lächerlich primitiven Werkzeuge unter dem Druck ihres Gewalthabers in kurzer Zeit es gelernt, europäische Gewehre auszubessern und nachzuformen. Daraus ist zu folgern, dass sie auch ihr Werkzeug längst vervollkommenet hätten, wenn es aus dem Willen ihres Monarchen heraus hätte geschehen müssen, wenn dieser also mit besseren Instrumenten selbst bekannt geworden wäre. Auf anderem Wege war es nicht denkbar.



A. Die Hüttenformen der Bantu.

Als direkte Nachkommen der Urbevölkerung des centralen und südlichen Afrika glaubt man jetzt jene gelbbraune Menschenrasse betrachten zu müssen, welche wir im Süden durch die Hottentotten und Buschmänner, in Centralafrika durch die Pygmäenvölker vertreten finden. Ihrer nomadisirenden Lebensweise entsprechend, musste ihnen die einfachste Form der Behausung genügen, deren Material sie entweder allerorten leicht beschaffen oder mit geringer Mühe mit sich führen konnten. Zumal die letzteren, die Batua, welche in vereinzelt kleinen Trupps die Urwälder durchziehen, von den Völkerschaften, mit denen sie in Berührung kommen, mit den verschiedensten Namen bezeichnet, konnten sich niemals irgend einen nennenswerthen Comfort gestatten und leben und wohnen noch in derselben ursprünglich nothdürftigen Weise, wie sie es seit ungezählten Jahrhunderten nicht anders kennen. Als besitzlose Jäger folgen sie der Spur des Wildes, wissen es mit ihren primitiven Waffen äusserst geschickt zu erlegen und lassen sich dort, wo die Beute ihnen geworden, zu kurzer Rast nieder, bis der Vorrath aufgezehrt ist und die Jagd sie nach anderen Theilen des unermesslichen Urwaldes führt. Wenn sie sich nicht mit einfachen Regendächern begnügen, welche durch einige mit Reisern durchflochtene Zweige gebildet werden, erbauen sie kleine Grashütten in Bienenkorbform, deren minimale Dimensionen ihrer abnormen Körpergrösse (durchschnittlich 140 cm) entspricht, deren Thüröffnungen sie nur kriechend passiren, in deren Innern sie nur liegend oder hockend die Nacht und Regentage verbringen können. Stanley fand diese halbeiförmigen Hütten noch in einem Kreise geordnet, dessen Mittelpunkt für den Häuptling und seine Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz reservirt war. Etwa 100 m von dem Lager befand sich auf jedem Pfade eine Art Schilderhaus, gross genug für je zwei der kleinen Leute. Die in einfachster Weise aus gebogenen Ruthen und Gras- oder Palmwedelbekleidung hergestellten Hütten sind das Prototyp für die ganze lange

Reihe der afrikanischen wandlosen, also backofen- und halbkugel- oder bienenkorbformigen Hütten, die namentlich im Süden und im Centrum gefunden werden und eine zum Theil ganz merkwürdige Entwicklung erfahren haben. Auf die elliptische Grundrissform der Batnahütte möchte ich kein Gewicht legen, da dieselbe aus dem einfachen Bestreben entstanden sein möchte, bei möglichster Kleinheit des Baues in einer Axe die für den ausgestreckten Körper hinreichende Länge zu erhalten. Sobald der Bau grösser wird, der Durchmesser also durchweg diese Länge überschreitet, erscheint der kreisrunde Durchschnitt einfacher und praktischer. Es ist später der allgemein übliche.

Schon bei den Hottentotten hat sich die Hütte wesentlich verbessert.
(Fig. 1.)

Hottentotten.



Fig. 1.

Als ihre Stämme noch der vollen Freiheit sich erfreuten und weite Gebiete ihnen zur Verfügung standen, liebten sie es, sich nicht an bestimmte Wohnplätze zu binden, sondern mit ihren Heerden auf geringfügige Veranlassung den Ort zu wechseln. Die Behausung behielt desshalb immer den Charakter des Provisorischen, des leicht Beweglichen. Die gebogenen Stäbe, welche das Gerüst derselben bilden, werden einfach in die Erde gesteckt, an den Kreuzungspunkten mit einander verknüpft und mit Binsenmatten bedeckt, auf deren, den Stab-Rouleaux ähnliche Anfertigung sich die Hottentotten vorzüglich verstehen. Zum Wohnungswechsel hat man nur die Matten zusammenzurollen, die Stäbe aus dem Boden zu ziehen und das Ganze auf einen Packochsen zu verladen. Die Rippen des Gerüsts schienen nach der (von Kolben gegebenen) Skizze nicht durchweg sich im Scheitel zu schneiden, also grösste Kreise zu bilden, sondern — zum Theil wenigstens — als Parallelkreise angeordnet zu sein. Hievon würde eine ganz wesentliche Abweichung von sämmtlichen anderen afrikanischen Rundhüttenkonstruktionen zu finden sein, erklärlich aus der gänzlich isolirten Stellung der Hottentotten unter den afrikanischen Rassen der Bantu- und Sudan-Neger. Die Querverbindung der Gerüststangen geschieht durch kreisförmige Lattenstangen, die Thüröffnung wird durch eine besonders gebogene Stange begrenzt und event. durch eine rouleauartig befestigte Matte geschlossen. Der Fussboden des Innenraumes wird geebnet und mit Thon bestrichen, eine kleine mit kreisrunder Erhöhung versehene Vertiefung zeigt die Feuerstelle an, und — in früheren besseren Zeiten — ward auch die Innenfläche durch Bestreichen mit Lehm oder Thon gedichtet und verschönt. Die kleinen halbkugeligen Hütten (sie gestatten kein aufrechtes Stehen im Innern) wurden genau im Kreise um den

Platz angeordnet, auf welchem des Nachts das Vieh zusammengehalten wurde; eine äussere Umzäunung mit einer Dornhecke vervollständigte den Schutz dieses Kraal's.

Schlimmer als ihre nördlichen Verwandten, die Batua, sind die Buschmänner daran. Während jene bei den Völkern, deren Gebiete sie durchziehen, durch ihre Geschicklichkeit und hinterlistige Gefechtsweise sich in Respekt zu setzen wissen und deshalb überall Duldung finden, sind die Buschmänner geächtet und vogelfrei, müssen sie ihr unstätes Dasein auf die dürftigste Weise fristen. Deshalb suchen sie in Höhlen mit Vorliebe ihre Zuflucht und wo sie sich im Busch einen Unterschlupf bauen, besteht dieser in einem niederen, überhängenden Schutzdach, durch Verflechtung der Zweige mit Reisig gebildet, oder höchstens in einer rohen Nachahmung der Hottentottenhütten.

Abgesehen von der besprochenen Rassenreihe wird ganz Südafrika und Centralafrika zum Theil weit über den Aequator hinauf von Völkern der Bantu-Rasse bewohnt. Stellen wir alle Nachrichten zusammen, welche wir von deren Wanderungen haben, so scheint sich zu ergeben, dass sie ihre Heimath ursprünglich auf jenen Inselländern haben, welche das Kongo-Becken im Süden begrenzen. Von hier aus drang die Fluth der Kaffern, und ihnen folgend die ihres Bruderstammes, der Zulu, im östlichen Abschnitt nach Süden und stiess, bis über den Keifluss vorgedrungen, auf die Hottentottenstämme und die holländischen Boeren. Die Völkerwanderung kam hier zum Stehen und fluthete rückwärts, indem sie hiebei auf die Zulustämme drückte und dieselben zur rückwärtigen Bewegung nach Norden und Nordwesten veranlasste (etwa um's Jahr 1700.) Eine grössere Bedeutung gewannen aber die Zulu erst im Beginne dieses Jahrhunderts, wo Chaka, ein Häuptling von beispielloser Thatkraft, die patriarchalische Verfassung in eine rein militärisch exponirte Tyrannis umwandelte und hervorragenden Einfluss auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse gewann. Bis in die neuesten Zeiten setzen sich dann die Wanderungen losgetrennter Zulustämme fort, welche bis nach Deutsch-Ostafrika gelangten, woselbst die Wantuta und Wangoni südlich des Viktoria-See's die Plage der Wanjamwesi wurden und Emin Pascha veranlassten, durch Lieutenant Langheld ihre Bekämpfung und Vertreibung herbeizuführen. Ein Theil der Zulu hat sich zwischen dem Nyassa-See und der Küste niedergelassen und bedroht von hier aus mit räuberischen Einfällen die centralen Gebiete Deutsch-Ostafrikas. (Wahehe).

Später als die Einwanderung der Kaffern und Zulu, erfolgte die der Betschuanen-Stämme aus dem Heimathland an den Sambesiquellen nach Südafrika und während jene sich östlich

der südafrikanischen Standgebirge hielten, schoben sich diese westlich desselben bis zum 30. Breitengrade vor. Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen diesen und den nördlichen Bantuvölkern sind daher leichter nachzuweisen. Als westlichster Bantustamm Südafrikas sind die Herero (Damara) zu betrachten, durch die Kalahari-Wüste von den Betschuanen getrennt, aber nicht allzuweit von dem Kubango entfernt, aus dessen Quellgebiet sie herabgekommen zu sein scheinen.

Kaffern, Zulu und Herero sind der ursprünglichen Gestalt der Kugelhütte treu geblieben, (Fig. 2 a u. b) nur ver-

Zuluhütte.

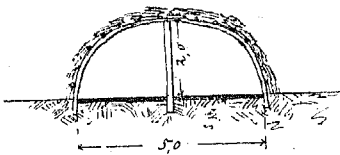


Fig. 2a



Fig. 2b

wenden sie nicht alle dieselbe Sorgfalt auf die Herstellung derselben, wie die Zulu. Eine Abweichung von der nationalen Form kommt nicht vor, der Palast des mächtigen Häuptlings unterscheidet sich von den gewöhnlichen Hütten der Unterthanen nur durch etwas bedeutendere Grösse und sorgfältigere Arbeit, aber selbst die geräumigsten Hütten sind nur so niedrig, dass nur der mittlere Theil etwas mehr als Scheitelhöhe, also etwa 2 m erreicht. Dagegen wird der gewöhnliche Durchmesser — 4—5 m — häufig überschritten. Die Wendung stützt sich auf einen oder — bei grösserer Ausdehnung — auf mehrere in der Mitte eingegrabene Pfosten, bis zu deren oberen Ende die ringsum eingesteckten Stangen heruntergebogen werden, um hier mit Bastseilen verbunden zu werden. Dieses Gerüst wird mit Hilfe von Bastseilen und Schilfgras lagenweise gedeckt, indem man nur für den Eingang eine oben abgerundete Oeffnung von weniger als 1 m Höhe freilässt; häufig ist ein kleiner Vorbau angebracht, wie ihn die Skizze zeigt. Zum Thürverschluss dient ein von Reisern geflochtener Schirm, der genau eingepasst wird. Der Feuerplatz wird in dem Lehmestrich ebenso wie bei den Hottentotten hergestellt, die Thüre muss, wie bei allen afrikanischen Bauten, als Zugang, Lichtöffnung und Rauchschlot dienen.

Diese einfachen, nur dem äussersten Bedürfniss Rechnung tragenden Hütten sind es, welche selbst die mächtigen Zulu-Fürsten beibehalten haben, die mit eiserner Hand die Zügel führten, um ihre Völker in harter Schulung zu unüberwindlichen Kriegsmassen zu erziehen und in ihrer überlegenen militärischen

Tüchtigkeit zu erhalten. Die mächtigen Kraale, ihre Hauptstädte, in denen sie mit ihren Heerschaaren wohnen, sind eben nichts als grosse Kriegslager, welche die Armee jeden Augenblick verlassen kann, ohne eine Familie, ohne irgend welche Bequemlichkeit dort zurücklassen zu müssen, und ohne sich mit dem Gefolge von Weibern und Kindern zu belasten, welches noch alle Wanderungen in Afrika mit grösserem Menschenaufgebot, sei es zu Handels-, zu Forschungs- oder zu Kriegszwecken, so ausserordentlich schwierig gestaltet hat. Denn im Allgemeinen verlässt der Afrikaner seinen Wohnsitz nicht ohne weibliche Begleitung, ist sie doch die Arbeitskraft welche er mit sich nehmen muss, damit sie Mahlstein und Küchengeräth trägt, damit sie ihm nach vollbrachtem Marsch sein Mahl bereite, während er sich der wohlverdienten Ruhe hingiebt. Das ist die grosse That Chaka's, des Zulu Fürsten, dass er seine Armee frei machte von diesem Anhängsel und dadurch beweglich und taktisch verwendbar, wie noch nie ein afrikanischer Heerhaufen war. Der Zulu-Fürst sammelt seine streitbare Jugend in seiner Hauptstadt, deren Hütten zu Tausenden sich in einem weiten Ring um den eingeschlossenen, bis 1000 Schritt Durchmesser sich ausdehnenden Platz — dem Viehkraal — gruppieren. Eine dichte Dornenhecke schliesst den Hüttenring gegen innen und gegen aussen ab; nur an einer Stelle führt ein breiter Eingang zum Kraal und gerade diesem gegenüber steht des Königs Hütte, umgeben von den Wohnungen seiner getreuesten und zuverlässigsten Truppenführer, nur ausgezeichnet durch eine doppelte Grösse. Die Krieger bilden einzelne gegliederte Heerhaufen, durch die Farbe ihrer Schilde unterschieden und auch in der Stadt gruppenweise zusammenwohnend. Frauen sind nur als Konkubinen geduldet und ihre Kinder werden meist dem Tode geweiht. Diese harte Massregel erinnert auffallend an die Spuren der Jaga, welche — eine weiberfeindliche, wilde Kriegerschaar — seit 1492 die Länder zwischen unterem Kongo und Kuanza zum Schauplatz von Blut und Verwüstung machten. Freilich weicht Chaka in einem Punkte wesentlich von ihnen ab. Hatte sich eines seiner Regimenter mehrfach ausgezeichnet und traten seine Mitglieder in ein vorgerücktes Lebensalter, so gab er ihnen, als ein Gnadengeschenk, die Erlaubniss, sich sämmtlich zu verheirathen. Die Ortschaft, welche nunmehr das Regiment gründete, wurde dem alten patriarchalischen Charakter der Familienwohnungen zurückgegeben, wonach sich die Hütten der Familienmitglieder um die des Hauptes und diese Gruppen wieder um die des Aeltesten anordneten.

Gänzlich abweichend von den Bauten der Zulu sind die Häuser der Betschuana (Fig. 3a—c S. 15).

Der Grundriss ist auch hier kreisförmig und von etwa 6 m Durchmesser, aber diese Fläche wird begrenzt durch eine senkrechte Wand von ungefähr 2 m Höhe, auf welcher das konische Dach aufsetzt. Als Stütze für die Sparren dient im Mittelpunkt der Hütte ein Holzpfiler, dessen Spitze über das Dach emporsteigt und hier häufig eine Art Knopf bildet. Die Unter-

Betschuana (Fritsch)

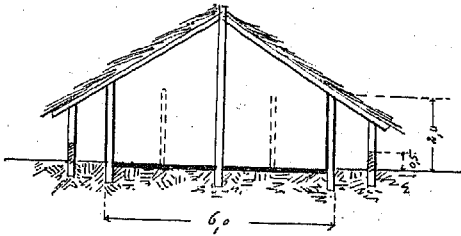


Fig. 3 a.

kante des Daches überragt aber die Hauptwand so weit, dass sie sich dem Erdboden bis zu halber Mannshöhe nähert und wird von dünnen hölzernen Stützen getragen, welche einen schattigen Gang rings um die eigentliche Hütte abgrenzen. Die Umfassungsmauer ist aus Fachwerk und Lehm gebildet, wie Fritsch angiebt. Wir werden nicht irren, wenn wir die

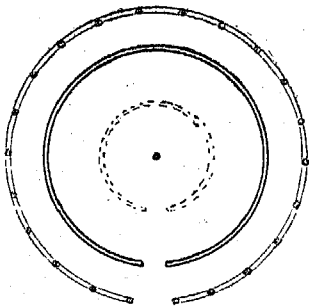


Fig. 3 b.

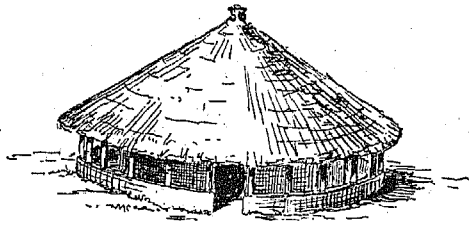


Fig. 3 c.

Herstellung in analoger Weise, wie bei den Marutse, uns denken, welche wir später betrachten wollen, nämlich aus einer Reihe von Pfählen bestehend, deren Zwischenräume durch Flechtwerk (dort Rohr) ausgefüllt werden, worauf die Aussen- und Innenfläche mit Lehm abgeputzt wird. Eine 50 cm hohe Lehmmauer zwischen den freistehenden Säulen des Umganges grenzt auch diesen ab. Das Schilfgras, mit welchem das Dach bedeckt wird, wird durch Streifen roher Häute befestigt. Den Eingang bildet eine ovale Oeffnung von weniger als Manns-

höhe, welche mit einer geflochtenen Thüre geschlossen werden kann. Bei dieser Wohnung findet sich auch häufig eine Theilung des Innenraumes und zwar durch eine gerade oder auch kreisförmige Wand. Um die Hütten ziehen sich Dornengehege von mehr als Mannshöhe, die entweder nur deren eine oder die grösseren von einer Familie bewohnte Anzahl Wohnungen einschliessen.

Dies Gebäude lässt gegenüber der Kaffer- und Zuluhütte offenbar einen bedeutenden Fortschritt erkennen und die Frage liegt nahe, wie diese weitere Entwicklung mag vor sich gegangen sein und wo sie herkommen mag. Wenn wir den Weg rückwärts verfolgen, welchen die Betschuana-Stämme bei ihrer Wanderung von Norden nach Süden mit möglichster Vermeidung der Kalahari-Wüste mögen beschritten haben, so gelangen wir nach Durchschreitung des nördlichsten Betschuanen-Staates, der Bamangwato, in ein ausgedehntes Reich, welches durch den Sambesi von seiner Vereinigung mit dem Kabompoan umflossen und im Nordosten durch den Kafué begrenzt wird, das Reich der Marutse. Es sitzt hier, vereinigt unter einem Herrscher, eine Anzahl verschiedener Volksstämme, welche eigenthümlicher Weise jeder seinen eigenen Baustil scheinen entwickelt zu haben. Als der Zulu-Fürst Chaka 1820 mit seinen Kriegerschaaren erobernd und vernichtend vorging, gelang es einem Basuto- (Betschuanen-)Stamm, unter Führung seines Häuptlings Sebituane, nach Norden auszuweichen und jenes Marutse-Reich durch Unterwerfung der eingeborenen, wahrscheinlich vereinzelt entgegertretenden Stämme zu gründen, es sind die sogenannten Makololo. Ihre Herrschaft sollte aber nicht lange dauern; durch Trunksucht und übertriebenen Genuss des Hanfrauchens gingen die Makololo zu Grunde. Schon unter Sebituane's Nachfolger kam das Reich in Verfall und nach dessen Tode gelang es den Führern der Eingeborenen, die Eindringlinge zu vernichten und zu vertreiben, den Bestand des Reiches aber durch Einsetzen eines Fürsten aus ihrer Mitte zu erhalten. Ein derartiger Erfolg ist bei den afrikanischen Völkerschaften selten und lässt gewiss auf eine grosse Energie, Intelligenz und politische Begabung dieser Stämme schliessen. Der Trieb nach Wahrung ihrer Eigenart und Selbstständigkeit scheint denselben eigen zu sein und sich auch in der Entwicklung verschiedener Baustile neben einander auf kleinem Raume zu dokumentiren, wie wir ihn hier zu verzeichnen haben.

Der ursprünglichen Form der Kugelhütte am nächsten steht eine eigenartige Backofen ähnliche Hütte (Fig. 4 a S. 17), welche aus zwei Räumen besteht; der eigentliche Wohnraum ist kreisrund, 3,4 m im Durchmesser, 1,65 m hoch, also halbkugelig, an diesen schliesst sich ein Vorraum von 1,35 m Länge, 1,65 m

Breite und 1,5 m Höhe, wie ein Tonnengewölbe geformt, beide Räume werden durch eine einschiebbare Thüre getrennt. Der Bau wird ganz aus Schilfrohr und Gras ausgeführt und erinnert in auffallender Weise an die Zulu-Hütten. Den Unterschied bildet nur die fehlende centrale Stütze und der umfangreicher gestaltete Vorraum. Erstere mag den wandernden Stämmen nothwendig erschienen sein, um die Herstellung des Bauwerkes schneller solide ausführen zu können, während der Vorraum in seinen grösseren Dimensionen ihnen wohl auch zu umständlich auszuführen war. Es scheint mir aber nicht zweifelhaft, dass wir hier das Vorbild der Zulu- und Kaffernhütten vor uns haben und von dem Ursprungsgebiet derselben nicht allzuweit entfernt sein möchten. Bei der Hofhaltung der Marutse-Fürsten fand diese Häuserform auch Verwendung, nämlich als Nebenhäuser der Königinnen (Fig. 4 b). Aber sie wird

Marutse (Holub).



Fig. 4 a.

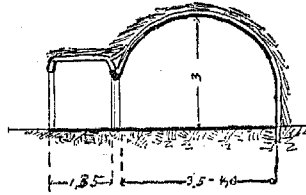


Fig. 4 b.

wesentlich vervollkommnet dadurch, dass man dem Hauptraum eine Breite von 3,5 bis 4 m und eine Höhe von 3 m gab, dass man denselben innen mit Thon und Sand abputzte und den Zugang aus dem Vorraume mit einem schön in demselben Material gearbeiteten bogenförmigen Thürrahmen versah.

Hier haben wir schon eine wesentliche Steigerung der Höhe des Gebäudes über die Länge des halben Durchmesser hinaus, also den Uebergang zur senkrecht stehenden Wand. Es lag nahe, Wand und Dach zu scheiden und zum Cylinderbau mit Kegeldach überzugehen. Und diesen, in einfachster Form, finden wir bei einem anderen Stamm des Marutse-Reiches, 3—4 m im Durchmesser, 3 m Wandhöhe, 1—1,25 m hohes Kegeldach (Fig. 5 a—c S. 18). Die Wände sind durchaus in Schilfrohr hergestellt, welches mit dem Stammende in einen kleinen Graben gestellt und gut verstampft wird und aussen mit Sand und Thon geputzt. Das Dach wird aus Rohr geflochten, mit Gras gedeckt und an der Spitze mit Verzierungen und Holzstücken, Holzkeulen, Gras- und Strohstricken versehen. Ein kleiner Hof umgiebt das Häuschen, dessen Umzäunung, aus Rohr gebildet, sich an die Rückwand desselben direkt anschliesst und wohl bei Tage als Wohn- und Arbeitsraum benutzt wird. Diese

Hüttenform, welche wohl als die prototypische für alle einfachen Cylinder-Kegel-Hütten gelten kann, hat ihren Weg hauptsächlich

Marutse (Holub)

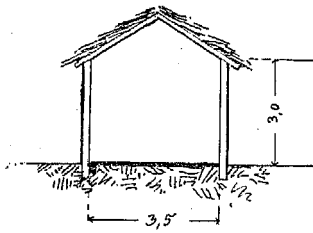


Fig. 5a.

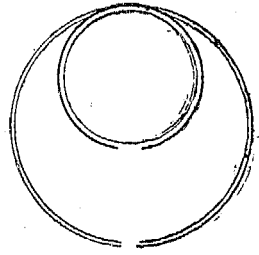


Fig. 5b.

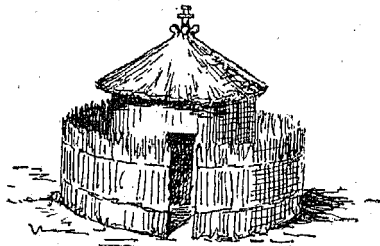


Fig. 5c.

nach Nordosten eingeschlagen und wird dort allerorten, verschiedentlich entwickelt und modificirt, angetroffen. Fast unverändert finden wir sie bei den nächsten nordöstlichen Nachbarn

der Marutse, den Maschukulumbe (Fig. 6); das Dach ist etwas steiler, die Spitze mit Thierformen verziert, die Wand ist aus ziemlich weit auseinanderstehenden Pfählen gebildet, die Zwischenräume mit Maisstengel-Bündeln fest ausgefüllt und beiderseits mit Lehm abgeputzt. Die Maschukulumbe bilden ihre Ortschaften durch Umzäunung eines kreisförmigen Raumes von einigen hundert Schritt Durchmesser, in dessen Peripherie die Hütten, dem

Maschukulumbe (Holub)



Fig. 6.

Eingang gegenüber, eingeschaltet sind. Dieser Volksstamm ist thatsächlich von Norden aus der Gegend des Bangweelosees eingedrungen und mag die Hüttenform von dort eingeführt haben. Die Benutzung eines widerstandsfähigeren Materials ist wohl allein auf die zu Gebot stehenden Baumittel zurückzuführen.

Die dritte Bauart der Marutse (Fig. 7 a—c) ist eigenartig durch die consequent durchgeführte Gliederung in concentrische Räume. Wir wollen kurz die Bauherstellung verfolgen, welche den Frauen anheimfällt, nachdem ihnen durch Männer das Material

Marutse (Holub)

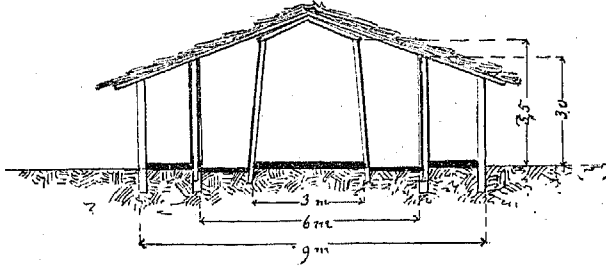


Fig. 7 a.

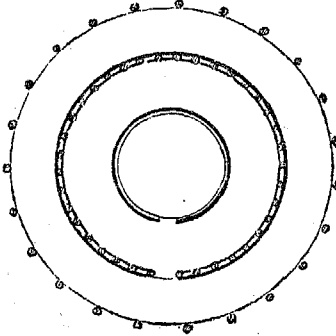


Fig. 7 b.

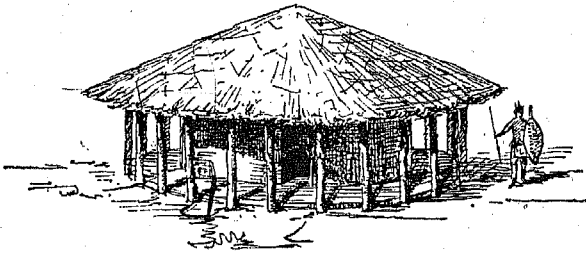


Fig. 7 c.

beschafft worden ist. Es wird der Kreis für den Innenbau mit etwa 3 m Durchmesser aufgezeichnet, geebnet und durch mit Wasser angemachten Thon und dünnen Sand cementirt. Ein Graben von 30—40 cm Tiefe und 10—15 cm Breite wird auf der Peripherie angelegt und in diesen lose Bündel von

starkem, über 4 m hohem Rohr eingelassen und festgestampft. Mittelst 2—4 Palmblattstricken wird diese Rohrmauer horizontal durchflochten und hiebei fest angezogen, so dass sich in Folge der nach oben abnehmenden Stärke der Rohrstengel eine konische Gestalt der Wand ergibt. In der Höhe von 3—4 m über dem Boden wird das Rohr horizontal abgeschnitten und dann die Aussenfläche, bisweilen auch die innere abgeputzt. Von Männern wird dann das kleine flache Kegeldach aus Rohr geflochten und von den Frauen, einer eng anschliessenden Kappe gleich, dem Bau aufgesetzt und von aussen cementirt. Nach Einschneiden einer halbovalen Thüröffnung und Umrahmung derselben mit einem kunstvollen Cementgesims ist der Innenbau vollendet: eine dicke hohle Säule, eine Stütze.

Bei Anlage des Aussenbaues wird in derselben Weise verfahren, auf ca. 6 m Durchmesser ein Graben angelegt, der Ring des Fussbodens cementirt, Rohrbüschel von $2\frac{2}{3}$ — $3\frac{1}{3}$ m Höhe eingepflanzt und verflochten. Da jedoch diese Wand den Druck des Hauptdaches zu tragen hat, werden in dieselbe zahlreiche entrindete Pfähle mit höchstens 50 cm Abstand mit eingebaut und die Wand ganz senkrecht geführt. Die beiden Flächen derselben werden cementirt und, entsprechend der inneren, auch hier eine Thüröffnung von ca. 2 m Höhe und 0,80—1 m Breite angeordnet. Die Männer flechten nun das Gerippe des Hauptdaches mit ca. 10—11 m Durchmesser und rammen die Pfähle ein, welche (mit 1—1,50 m Entfernung von der Mauer) das Verandadach tragen sollen. Der Fussboden derselben wird 10—20 cm hoch aufgeschüttet und cementirt, offenbar um das Innere gegen das Eindringen von Regenwasser zu schützen. Hierauf wird das Riesendach aufgesetzt. Zu dem Zweck sammeln sich etwa 60 Männer, mit kürzeren und längeren Stangen ausgerüstet. Mit einem Tempo wird das Dach von der Erde gehoben, zur Schulterhöhe gelüftet und, gestützt durch die kürzeren Pfähle, auf 3 m hoch gehoben. Dann werden successive die kurzen gegen lange Stützen gewechselt und abermals mit einem Tempo das Dach so hoch gehoben, dass der Rand an einer Stelle auf der Dachspitze des Innenbaues aufruht. Mit Bedacht lässt man es dann langsam in seine richtige Lage hinabgleiten. Die ungleichmässig überstehenden Rohrsparren werden verschnitten und dann klettern die Frauen hinauf, um das Gerippe mit Gras zu bedecken, welches ihnen mit hölzernen Gabeln zugereicht wird. Zur Befestigung der 15—30 cm starken Graslage dient eine netzartige Ueberspannung mit Fächerpalmstricken.

Wie ersichtlich ist, kommt bei diesem Hausbau keinerlei Zimmerverband zur Anwendung. Ein solcher ist dem Afrikaner durchweg völlig unbekannt, indess ist sehr bemerkenswerth, wie sie bei allen ihren, oft ziemlich schwierigen Konstruktionen

ohne denselben auszukommen verstehen, ohne weniger haltbar zu bauen. Die Anwendung eines völlig in sich verbundenen und widerstandsfähigen Innenbaues als Hauptträger des grossen Daches erscheint geradezu meisterhaft. Jeder Verband der äusseren Stützen mit den Sparren wird dadurch überflüssig, denn der Schub des Daches ist vollständig aufgehoben und die Stützen haben nur die Last des überstehenden Dachtheiles in vertikalem Sinne zu tragen. Besondere Sorgfalt wird auf die künstlerische Ausführung des Putzes verwendet, und namentlich die Thürrahmen mit dünnen Leisten symmetrisch auf das Feinste ornamentirt. Zum Thürverschluss benutzt man Rohrthüren, welche von innen mit einem Querholz verschlossen werden.

Diese Form der Hütte scheint mir das Vorbild der Betschuanen-Bauten gegeben zu haben. Dass ein wandernder Stamm nicht daran denken konnte, den ganzen, verhältnissmässig langdauernden und schwierigen Bau auszuführen, liegt nahe. Er ersetzte, die Grundidee festhaltend, die hohle Säule des Innenbaues durch eine massive Säule und in Erinnerung an die innere Raumlagerung stellte er diese bei Bedarf durch Aufstellung einer leichten Rohrwand her. Er vermied die Höhe des Bauwerkes, machte die Umfassungsmauer merklich niedriger und da in Folge dessen der Verandaraum keine Verringerung seiner Höhe durch Hebung des Fussbodens gestattete, suchte er den Zweck derselben durch Anordnung einer niederen Brüstungsmauer zu erreichen, deren Unterbrechung, den Eingang, er bei drohendem Wasserzutritt leicht durch einige Holzstücke schliessen konnte.

Für eine vierte Hüttenform, die satteldachartige, der Marutse

(Fig. 8a) lässt sich wiederum ihre Entstehung leicht nachweisen. Auf der Reise stellen sie sich nämlich kleine, 1,5 bis 2 m breite, 3 bis 5 m lange Hütten rechteckigen Grundrisses her mit Hilfe von Schilfrohr.

Sie sind gewöhnt, dieses Material an Stelle des weniger vorhandenen und schwieriger zu beschaffenden Holzes zu verwenden, müssen aber auch damit rechnen, dass sich das Schilf nicht wie dünne lange Zweige zum kugeligen Gestell biegen lässt. Das starre Schilfrohr führt naturgemäss zum rechteckigen Grundriss, wenn man den Raum nur durch eine Dachkonstruktion umschliessen will. In Bündeln von 2 bis 7 Stück setzen sie die Stengel in Abständen von 30 cm in die Erde, umwickeln sie mit Bast und befestigen die Spitzen der entsprechenden Stengel der beiden Langseiten mit einander.

Marutse (Holub)

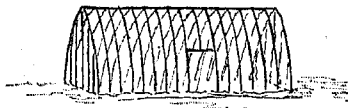


Fig. 8a.

Mittelst eines stärkeren Bündels bildet man eine Firstplatte, bringt eine 1 m hohe Thüröffnung in einer der Langseiten an und beschüttet das Hüttengerippe mit Gras, das mit Baststricken in grossen Maschen befestigt wird. Wie ersichtlich, ist dieses nichts weiter als eine Modifikation der Kugel-Grashütte, des Urtypus, hervorgerufen durch die Eigenschaft des Baumaterials. Genau hienach - erbaut man aber auch die erwähnte vierte Form der Wohnhäuser (Fig. 8 b), nur dass man sie grösser und geräumiger, solider und ansehnlicher konstruiert. Der Haupt-Unterschied besteht indessen nur in einer Belattung der Dachflächen und bei grösseren Bauwerken in der Anwendung von stützenden Säulen unter dem First, sowie der Gliederung in zwei

Marutse (Holub)

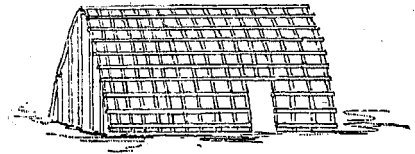


Fig. 8 b.

Räume durch eine Mattenwand. Immer aber beschränkt das Gebäude sich auf eine Dachkonstruktion; derselben senkrechte Umfassungswände hinzuzufügen, lag den Marutse völlig fern und musste ihnen auch fern liegen bei der Konstruktionsweise, die ihnen eigen ist. Nur in der kreisrunden Form war es durchführbar, den Wänden durch feste Zusammenschnürung eine solche Festigkeit zu geben, dass sie durch das schwere Dach nicht auseinander gedrückt wurden, hiezu kommt, dass ihnen auch jede Verbindungsart des Gespärns mit der senkrechten Stütze fremd ist. Wir werden an vielen anderen Orten hiefür die Gabelungen der Aeste benutzt finden, welche man zur Stütze wählt und in welchen man das zu tragende Holz leicht befestigen kann. Dieses ist (neben der nur wenig bekannten Nagelung bezw. dem Festnähen) das einzige, dem Afrikaner zugängliche Mittel, um den Zimmermannsverband zu ersetzen und da es den Marutse nicht bekannt oder wegen Mangels brauchbaren Materials ungetübt war, konnten sie niemals ein rechteckiges Haus mit Satteldach erbauen resp. das tektonische Gerüst eines solchen, wie es ihrem konstruktiven Prinzip entsprach, zusammenfügen. Die Anwendung kleiner Zeltdächer auf quadratischem Grundriss hat hiemit nichts zu thun, wir finden diese übrigens auch nur sehr nebensächlich bei den Wetterdächern der Amulettenbehälter (Fig. 9 S. 23). Dr. Holub, dem ich sie entnehme, gibt leider keine Abmessungen hiebei an. Es sind kleine pyramidale Rohr- und Strohdächer auf 4 senkrechten Pfählen, scheinbar ohne allen Verband auf deren Köpfe aufgestülpt. Mir erscheint dieses vollständige Fehlen des Giebeldachhauses unter den sonst vollzähligen Typen der Marutse von grosser Wichtigkeit. Die Völkerstämme, welche solche Häuser

bauen, werden wahrscheinlich mit den Gegenden am oberen Sambesi keinen Zusammenhang haben.

Gehen wir nun weiter nach Westen durch die der Kongowasserscheide benachbart. Länderstrecken, so treffen wir zuerst am oberen Sambesi, ungefähr bei der Einmündung des Luena (nach Livingstone) auf eine andere Hüttenform, nämlich die quadratische mit Zelt Dach, also die Vervollständigung des Amulettenhäuschens der Marutse; und weiter westlich an dem Oberlauf der Kuito- und Kubango-Zufüsse bei den Ambuella (Fig. 10) dieselbe Form, sogar

Marutse (Holub)

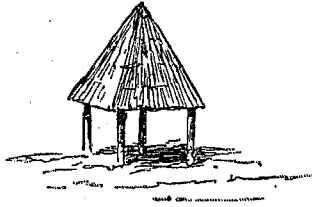


Fig. 9.

Ambuella (Pinto)

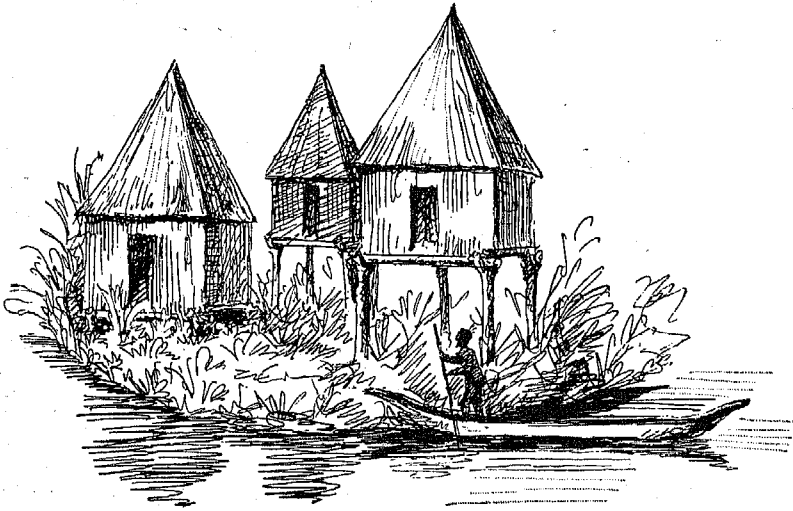


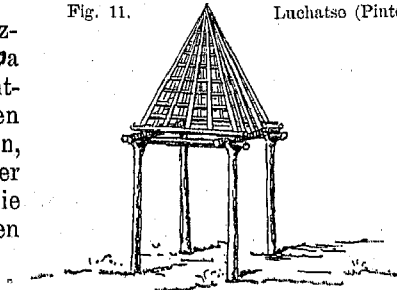
Fig. 10.

als Pfahlbauten, wegen der Anlage der Ortschaften auf niedriggelegenen Inseln, über das Hochwasser gehoben durch einen Pfahlunterbau.

Die Konstruktion des letzteren ist aus der (nach Serpa Pinto gegebenen) Skizze ersichtlich: Giebelstützen, auf welchen die Horizontalhölzer aufliegen, und wir werden kaum mit der Annahme irren, dass auch die Wände der Hütten in derselben

Fig. 11.

Luchatse (Pinto).



Weise konstruirt sind und das Dach ungefähr in der Weise wie die Hühnerhäuser der Luchatsé (Fig. 11 S. 23), eines Ganguellastammes, der den Ambuella benachbart ist. Gehen wir weiter nach Norden, so treffen wir auf die Bihé (Fig. 12) am

Bihé (Cameron)

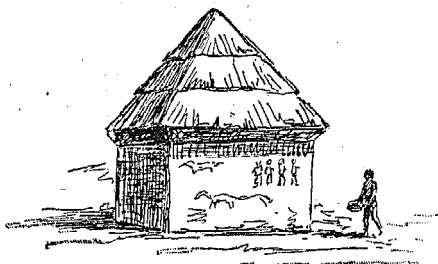


Fig. 12.

Ganguella (Pinto).



Fig. 13.

Oberlauf des Kuanza und hier eine ganz anologe Form, welche Cameron mittheilt. Diese quadratische Hütte ist aber in diesen Gegenden nicht die allein gebräuchliche, sondern vielfach auch die Cylindrische mit Kegeldach (Fig. 13) verbreitet, wie z. B. bei den Luchatsé, deren merkwürdig kleine, schilderhausartige Wohnungen offenbar an diese Form bei den Marutse erinnert. Die chinesische Gestalt der Dächer wird durch Verwendung sehr dünner Ruthen als Sparren erzielt, welche sich unter der Last des Deckmaterials durchbiegen. Weiter nach Osten, im Lande der Lobole scheinen die Rundhütten sich zu mehren und je weiter nach Norden sich unter fremdem Einfluss mehr und mehr mit anderen Häuserformen zu mischen. Wir kommen dort in das Gebiet der mächtigen Herrscher von Lunda, welches ein eigenartiges Stück Kulturgeschichte hinter sich hat. Davon später.

Die Gebäude dieses Gebietes sind durchweg aus dem leichtesten Material hergestellt, zum grossen Theil wohl aus Rohr mit Zubhilfenahme dünner Baumstämme für Wand- und Dachgerüst, die Dächer mit Stroh gedeckt. Zur Dichtung der Wände benutzen die Bihé wie die Marutse einen Thon- oder Lehmüberzug, den sie durch primitive Zeichnungen von Menschen und Thieren zu verzieren bestrebt sind. Die Lobole verstehen auf eine andere geschickte Art, ihre Wände zu schmücken. Sie befestigen nämlich das Gras, womit dieselben bedeckt werden, mit Rindenstreifen, welche sie wie ein regelmässig gemustertes Flechtwerk über die Fläche ausspannen. Es erinnert dies an die Uebersetzung der Marutsedächer mit Baststricken, in weiterer Entwicklung dieses Konstruktionsmomentes zu künstlerischer Ausgestaltung. Die Abbildung, welche Cameron (II, 167) von

einem Lobale-Dorfe gibt, zeigt auffallender Weise längere Satteldachhäuser, während der Text von »viereckigen und runden, mit hohen Dächern, die bisweilen in mehreren Spitzen endigen«, spricht. Eine Andeutung des Satteldaches findet sich allerdings wiederholt auch bei den westlichen Ganguella (einige hundert Kilometer weiter nach Westen), nämlich ein abgewalmtes Strohdach auf 6 Stützen über einem Häuptlingsgrab (Fig. 14). Das-

Ganguolla (Pinto)

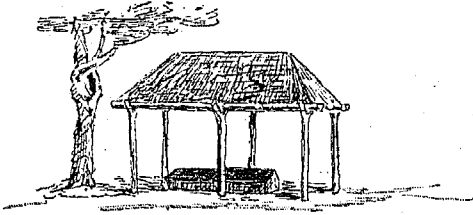


Fig. 14

selbe möchte aber eher als ein dem Bedürfniss entsprechend nach einer Axe verlängertes Zeldach zu betrachten sein. Das vollständig isolirte Vorkommen des ausgebildeten Satteldachgebäudes, wie es Cameron's Zeichnung darstellt, ist entweder auf eine Nachahmung der von den portugiesischen Händlern in ihren Niederlassungen gebräuchlichen derartigen Häuser (z. B. Silva Porto in Belmonte) oder auf einen Irrthum des Zeichners zurückzuführen, dem, wie es scheint, bei Cameron öfters das Unglück passirt ist, dass er die Skizzen des Reisenden in unrichtiger Weise aufgefasst und mit künstlerischer Hand verdorben hat. Im übrigen bauen die Lobale Rundhütten mit Kegeldächern verschiedenster Gestalt, wie sie auch anderwärts im Lunda-Reiche vorkommen.

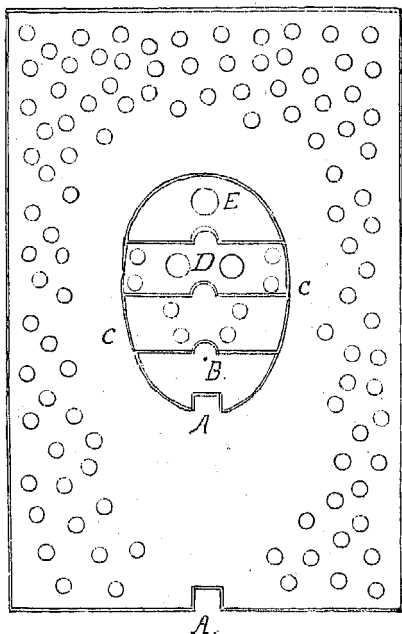
Allerdings ist der Sinn für das Rechteckige den hier berührten Völkerschaften in erhöhtem Maasse eigen. Bei den Marutse zeigen die Einfriedigungen der Gehöfte, vom kleinsten bis zum königlichen Hof, mit sehr wenigen Ausnahmen runde und ovale Form; selbst die satteldachartigen Gebäude werden in einem ovalen Raume angeordnet. Den Betschuanen, nach meiner Ansicht den Verwandten der Marutse, soll sogar eine seltene Ungeschicklichkeit beiwohnen, etwas viereckig zu bauen. Ganz anders bei den westlichen Völkern der Wasserscheide: wo dort die Gehöfte sich zu Ortschaften zusammenschliessen, herrscht die rechteckige Gestaltung sichtlich vor. Mit Pallisadirungen wird eine Sicherung gegen Ueberfälle der Nachbarn angestrebt und mächtige Sykomoren werfen ihre Schatten auf die Einzäunung, eine Kombination der Umzäunung mit Baum-

pflanzungen, welcher wir in Lunda wieder begegnen. Auch die ganze Anordnung des Häuptlingsgehöftes (Lombe, Fig. 15) mit

Bihé-Dorf (Pinto).

Fig. 15.

- A. Eingänge.
- B. Jagdtrophäen.
- C. Lombe des Fürsten.
- D. Wohnung desselben.
- E. Grabhütte der Sova's.



seiner Gliederung, gelegen inmitten der Ortschaft, erinnert lebhaft an die Mussumba des Muata Jamwo der Kalunda (Fig. 16 S. 27). Der so nahe liegende Uebergang von der kreisrunden zur quadratischen Grundrissform, wie er oftmals, so bei den Ambuella, durch örtliche Verhältnisse bedingt wurde, scheint sich hier vor langer Zeit vollzogen und beide Formen gleiche Berechtigung erlangt zu haben.

Es ist ein ausserordentlich wichtiges Hochland, welches die genannten Völkerschaften bewohnen, und welches als Quellgebiet den Zugang zu den Thälern des Kuanza, Kuango und Kassai nach Norden, des Bungo und Luena (Sambesizuflüsse) nach Osten, des Kubango, Kuito und Kuando nach Süden direkt vermittelt, die Brücke zwischen den Flussgebieten des Kuanza, Kongo, Sambesi und Kubango. Die Vermuthung liegt nahe, dass hier die Herero ihren Ursprung nahmen, welche unter anderem in der Zahnmode, in der Bewaffung (ganz aus Eisen gefertigte Speere) und in der Sitte der Beschneidung ihre Verwandtschaft mit den noch zur Zeit dort ansässigen Stämmen dokumentiren, wenngleich sie zu dem Urtypus des Hüttenbaues

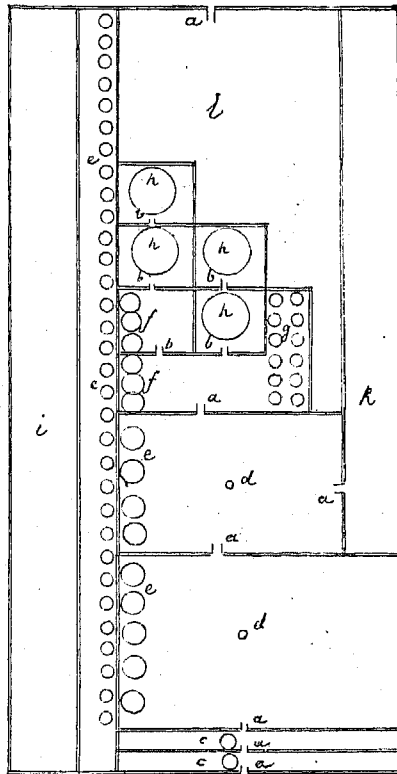
zurückgekehrt sind oder ausgewandert sein mögen, bevor sich die heutigen Gebäudeformen entwickelten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch nach Norden von hier aus, wie aus den östlichen Theilen des Gebietes der Wasserscheide, Völkerwanderungen stattgefunden haben, jedoch sind die Volksstämme, namentlich zwischen Kuanza und Kassai, durch die Raub- und Kriegszüge der Jaga-Horden derart durcheinander geworfen worden und beeinflusst, dass es sehr schwierig

Kipanga Muata Jamwo's-
Lunda (Pogge).

Fig. 16.

- a. hohe Eingänge ^{a'}/_{b'}
- b. niedere Eingänge
- c. Wächter.
- d. Fetisch.
- e. Sklaven.
- f. Kilolos.
- g. Sklavenweiber.
- h. Wohnung des Muata Jamwo.
- i. Amari (1. Frau).
- k. Temena (2. Frau).
- l. Pogge unzugänglich.



ist, ihre Verwandtschaftsverhältnisse zu erkennen, und auch bezüglich des Baustils ist zu bemerken, dass unter den verschiedensten Einflüssen dessen Reinheit vielfach gelitten haben möchte. An einem Volksstamm lässt sich aber noch zur Zeit beobachten, wie eigenartig bisweilen eine solche Völkerverschiebung vor sich geht. Es sind dieses die Kioke, welche mitten unter den oben genannten Stämmen sitzen, an den östlichen Abhängen der Serra da Mozamba (Wasserscheide Kuango-Kassai-Lungo) und nach Süden, Osten und Nordosten in den ihnen

offenen Flusstälern allmählich vordringen. Nicht in Heerhaufen, mit den Waffen in der Hand, erobern sie das neue Gebiet, sondern als Händler und Kolonisten suchen sie immer weiter sich vorzuschieben; ihre Schlaueit, überlegenes Selbstbewusstsein und Intelligenz verschaffen ihnen meist binnen Kurzem eine gewisse Herrschaft über die Eingeborenen und so finden wir sie, meist gefürchtet und im Begriff, sich zu Herren aufzuschwingen, am Tschikapa und Luatschina hinunter bis zum Kassai, bis ins Land der Baschilange. Allmählich unterjochen oder verdrängen sie die Stämme, bei denen sie zuerst als Kolonisten auftreten und so ist es natürlich, dass sie auch von der eigenen Nationalität, namentlich von ihrem Baustil mehr und mehr einbüßen und beitragen zu jener Völkermischung, welche das Eigenartige verwischt und alle Formen durcheinander wirft. Auf ihren Wanderungen scheint ihnen meist die kleine Hütte eigen zu sein, wie sie auch die Minungo benützen.



B. Die Verbreitung der Bantu-Baustile in Centralafrika.

Mit den Kioke und Minungo betreten wir aber bereits das Kongogebiet und es erscheint nothwendig, nun zuerst einen Blick auf die grosse Ländermasse zu werfen, welche die A-Bantu bei ihrem Vordringen nach Norden betraten. Da bieten sich nach Ostafrika die Wege vom unteren Sambesi östlich des Nyassa-Sees entlang in die Küstengebiete (der Weg, welchen die letzten Zulu-Auswanderungen gegangen sind) und vom mittleren Sambesi zwischen Nyassa- und Bangweolo-See, am Tanganjika-See entlang nach Uganda und dem Viktoria-See. Nach dem Centrum des Erdtheiles leiten der Lualaba, der Lomami, der Kassai mit all seinen parallel laufenden Zuflüssen und der Kuango; ins westliche Küstengebiet endlich der Kuanza. Eine natürliche, schwer zu überwindende Barriere bildet der Sankuru und untere Kassai, sowie weiter nördlich der Kongo. Unter europäischem Einfluss stehen seit 4 Jahrhunderten die westlichen Küstengebiete, unter arabischem seit geraumer Zeit grosse Strecken Ostafrikas. Wir wollen nun versuchen, mit Hilfe der gebräuchlichen Baustile ein Bild von der Völkerbewegung im zentralen Afrika zu gewinnen.

1. Die Kugelhütte.

Der Urtypus der Kugelhütte ist treu bewahrt geblieben bei zwei Völkern, den Kalunda im südlichen Kongo- und den Waganda und Wanjoro im Seengebiet. In beiden Fällen haben wir es nachweisbar mit grossen Staatenbildungen zu thun, welche ihr Alter auf Jahrhunderte zurückdatiren können; bei beiden hat sich unter dem tyrannischen Willen des Fürsten die kleine Kugelhütte zu mächtigen Dimensionen entwickelt und dies zu besonderen Konstruktionsmitteln geführt. Die völlig autechthone Ausgestaltung des Urtypus bekundet die Jahrhunderte zurückzurechnende Einwanderung dieser Stämme und deshalb mögen diese wohl den ersten Eindringlingen der Bantu-Völker in die nördlicheren Gebiete zuzuzählen sein. Bei einigen

kleinen Volksstämmen zwischen Kuanza und Kuango hat sich auch diese Form erhalten, wie bei den Songo (Fig. 17 a und b)

Songo (Pogge).

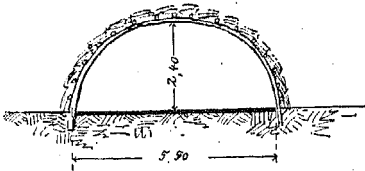


Fig. 17a.



Fig. 17b.

und Minungo (Fig. 18); erstere haben Bienenkorbbütten von 2,5 m Höhe (Pogge), hergestellt aus gebogenen, beiderseitig in die Erde gesteckten Ruthen, mit ebensolchen belattet und mit Gras gedeckt, letztere haben die Stangen des Gerüsts im Scheitel zu einer kleinen trichterförmigen Spitze verbunden.

Minungo (Pogge).



Fig. 18.

Mögen sie nun gleichzeitig mit den Kalunda die Wohnsitze verlassen oder selbständig eingewandert sein, mögen sie durch die Jaga von dem grossen Reiche losgetrennt oder aus ihren Wohnsitzen verdrängt sein, jedenfalls ist ihre Sprachverwandtschaft mit den Kalunda aus dem gemeinsamen Ursitz am einfachsten zu erklären.

Lunda hat eine sehr interessante Geschichte. Der Ursprung des Reiches ist mindestens ins 15. Jahrhundert zurückzuführen. Ende jenes Jahrhunderts hatte sich dort eine reine Weiberherrschaft entwickelt und veranlasste die Auswanderung eines Prinzen Bangala Quingure an der Spitze jener Männerschaar, welche unter dem Namen Jaga zum erstenmale 1492 an den Grenzen des alten Kongo-Reiches auftraten. Im Beginn des 17. Jahrhunderts machte der Sage nach die Verheirathung der Herrscherin, Lukokescha, mit einem fremden, von Osten kommenden Jägersmann, Namens Kibinda Llungo, dem Weiberregiment ein Ende. Als Muata Yamvo bestieg dieser den Thron, um gleichberechtigt neben der Lukokescha zu regieren, erweiterte durch Kriegszüge die Grenzen des Reiches und schuf die Organisation desselben, welche noch heutigen Tages in Kraft ist. Das Land ist in mehrere Gebiete getheilt, über welche die Vasallen des Muatta Yamvo, Muata, Mona oder Muene genannt, herrschen. Sie sind ihm zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet, sodass wir hier das Bild eines Lehensstaates vor uns haben, wie sich ein solcher in allen grossen afrikanischen, autokratisch regierten Staaten wiederfindet. Diese Fürsten bildeten zusammen mit den Räten und Beamten des Hofes den Adel

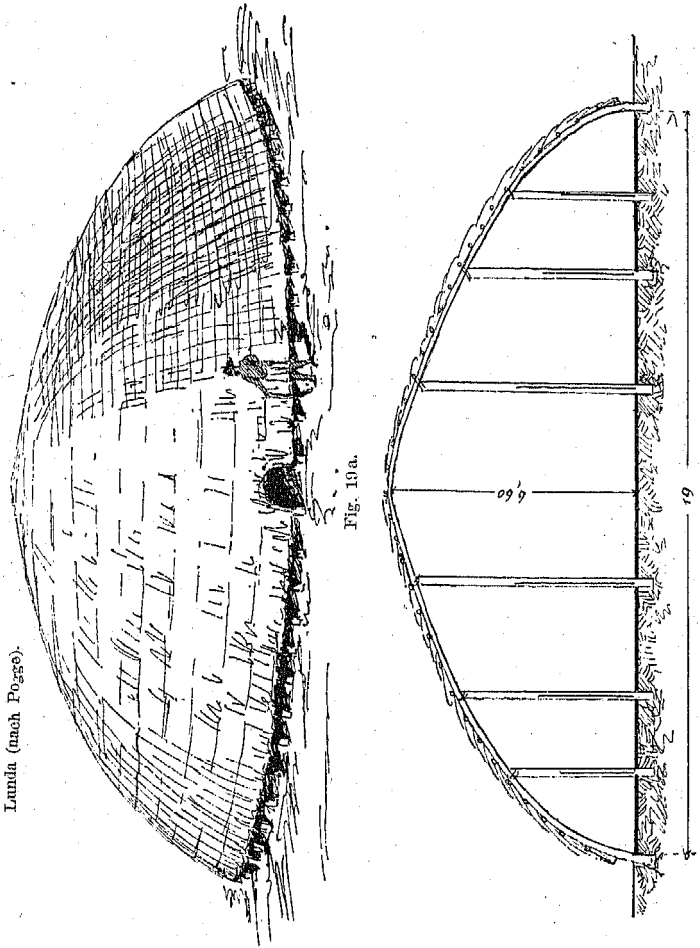
des Landes und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass jener sagenhafte Kibinda Llungo diese Stellen mit seinen eigenen Stammverwandten besetzte, d. h. dass dieser Beginn einer neuen männlichen Dynastie nichts anderes ist, als die Ausstrahlung einer späteren Einwanderung von Bantu-Völkern in die Gebiete östlich des Lunda-Reiches — am Lualaba hinab (Baluba).

Eigenthümlich ist übrigens die Parallelität dieser Sage mit der Geschichte von der Entstehung des Bihé-Staates — inmitten des Ganguella-Landes: Eine mitten im Urwald auf einsamem Dorfe wohnende Prinzessin wird von einem jagenden Prinzen entdeckt, geliebt und geheirathet, beide bekommen Zuzug von Stammesangehörigen, roden den Wald und schaffen einen bevölkerten, wohl organisirten Staat. Auch hier sehen wir die Rasse des Prinzen in der Stellung des bevorzugten Adels und als Lehnsträger des Herrschers. Sie nennen sich Mohumba, während sich die Kalunda in der Umgebung des Königs Molua nennen. Die Existenz der Bihé geht nach Serpa Pinto auf fünf Generationen zurück.

Es zeugt jedenfalls von einer stark eingewurzelten Sitte, dass die Kalunda trotz der neuen Einwanderung ihren Baustil nicht änderten, es sei denn, dass den Zukömmlingen ein anderer auch nicht gebräuchlich gewesen wäre. Dieselben waren, wie L. V. Frobenius in den deutschen Geogr. Blättern (XVI, 3) klarlegt, die Baluba, deren Führer die Gründer all' der grossen Staaten im Süden des Kongo-Beckens wurden. Die Kalunda-Hütte (Fig. 19 a und b S. 32) ist nicht ganz kugelförmig, sondern mehr paraboloidisch zu nennen; sie hat das gewöhnliche Stangengerüst und ist mit Kampfenstroh bedeckt, welches aber, eine ganz abweichende Verbesserung, nicht bis zur Erde direkt hinabreicht und deshalb etwas Licht und Luft in das Innere gelangen lässt. Dies erscheint auch um so nothwendiger, als der Eingang selbst bei den grössten Bauwerken nicht mehr als 70—90 cm Breite und Höhe hat. Diese auffallende Kleinheit der Thüren, welche sich selbst bei den inneren Umzäunungen der Gehöfte wiederholt und selbst den König und die Herrscherin zwingt, Angesichts ihres Hofstaates auf Händen und Füssen sich zu präsentiren, finden wir bei vielen Völkern Afrikas und zwar fast durchweg bei den Bantu-Völkern. Durch die Schwierigkeit, grössere Thürvorsätze herzustellen und durch die Furcht, grossen Raubthieren den Zugang zu erleichtern, scheint mir dieser Umstand kaum hinreichend erklärt zu sein.

Die Grösse der Gebäude wechselt von der Hütte des Armen mit 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ m bis zu dem Palast des Muata Jamvo mit 6 bis 8 m Höhe und entsprechendem Durchmesser. Selbstredend konnten so grosse Bauwerke nicht mehr mit der primitiven

Konstruktion aus gebogenen Ruthen allein hergestellt werden, sondern es musste ein System von vertikalen Stützen im Innern Platz finden, welche den aus einzelnen Stangen zusammengesetzten Bogenträgern als Stütze dient. Eine gegenseitige Verspreizung der Säulen erreichte man in einfacher Weise



Landa (nach Pogge).

Fig. 13a.

dadurch, dass man sie durch Wände verband, welche den Innenraum in mehrere Gemächer theilten und je nach der wechselnden Höhe der Ständer verschiedene Höhe erreichen, niemals aber bis zur Dachhöhe geführt zu sein scheinen, so dass doch eine Art Ventilation erzielt wurde. Als Zierde endlich tragen

die grossen Wohnhäuser des Herrschers Thürmchen aus Stroh von ungefähr 1 m Höhe.

Die Gehöfte der Kalunda sind rechteckig umzäunt, verkleinerte Ausgaben der Residenz ihres Fürsten. Naht man sich dieser, der Kipanga (s. Fig. 16), so hat man zuerst eine lange Vorstadt zu durchschreiten, deren Hütten und Gehöfte sich immer enger an der sauber gehaltenen breiten Strasse zusammendrängen, welche zur Wohnung des Königs führt, an einem 200 Schritt im Quadrat gehaltenen freien Platz gelegen. Ein 3 m hoher, sehr dicht und sauber geflochtener Zaun, überragt von den Wipfeln einer Baumreihe, umgibt dieselbe im Rechteck, 500 und 250 Schritte lang. Drei Umzäunungen muss man hintereinander durchschreiten, deren Thüren, $2\frac{1}{2}$ m hoch und $1\frac{1}{2}$ m breit, aus Palmzweigen gebildet und durch je eine Wachhütte flankirt werden; und auch dann kann man erst nach Ueberschreitung von 3 Vorhöfen, an einer Reihe von Sklavenhütten vorbei, zu den grossen Palasthütten gelangen. Die Behausungen der beiden sozusagen legitimen, d. h. Hauptfrauen, der Amari und Temena, nebst ihrem Gefolge liegen seitwärts an den Langseiten der Umzäunungen entlang; diejenigen der Lukokescha ganz abgesondert von des Muata Yamvo Kipanga.

Eine nicht weniger interessante Bevölkerung hat sich in dem Zwischenseengebiet entwickelt. Die Bantu scheinen hier den ersten Grundstamm zu bilden, dessen Gebiete sich von Süd-Unjoro bis zum Tanganjika und bis an das Südufer des Victoria-See's erstreckten. In Unjoro traten Vermischungen mit einer nilotischen Völkerschaft ein, mit den Schilluck-Schulischeffalu, denn wir sind hier an der Grenze, wo die beiden von Süd und Nord vordringenden grossen Rassengruppen aufeinanderstiessen. Aber noch eine andere Rasse drang von Nordosten ein und gewann eine hervorragende Bedeutung für das ganze bezeichnete Seengebiet. Es waren hellfarbige hamitische Stämme, die Wakuma, welche wahrscheinlich in verschiedenen Staffeln hier eingewandert sind und zur herrschenden Klasse sich aufschwangen; auf eine Reihe von wohl mehr als 35 Vorgängern blicken die jetzigen Inhaber der Throne von Uganda, von Unjoro und Karagwe zurück; theils erhielten die Nachkommen dieses Hirtenvolkes sich bis jetzt unverfälscht, theils erzeugten sie durch Mischung mit den Bantu eine Bevölkerung, welche sich durch Intelligenz, Wissbegierde und Geschicklichkeit auszeichnet. Merkwürdig ist hiebei, dass die hamitischen Einwanderer weder an der Sprache, noch an dem Baustil etwas änderten, den letzteren offenbar aus den vorgefundenen Formen nur weiter entwickelten.

»Der Baustil der vornehmeren Waganda-Wohnungen (Fig. 20)«, schildert Stuhlmann, »ist durchweg derselbe: eine

Waganda (Stuhlmann).

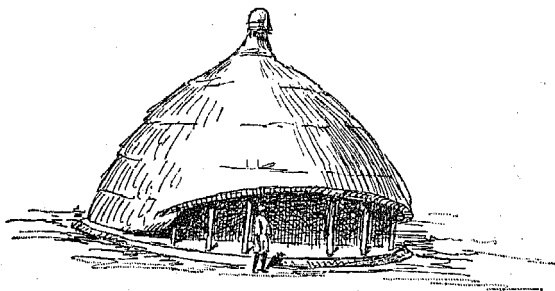


Fig. 20.

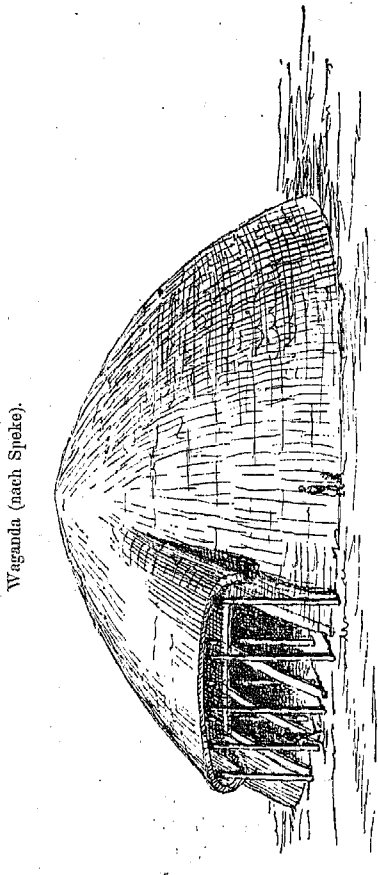
riesige kegel- oder birnenförmige Hütte, deren Grasdach bis auf die Erde reicht und an der Spitze wie in eine dicht gebundene, abgeschorene Strohgarbe ausläuft, mit einer 6 bis 8 Schritt breiten und 2 bis 2,5 m hohen Thüröffnung, die von einem verandaartig vorspringenden Theile des Hüttendaches beschirmt wird. Die Dachkante, sowie die Thürumrahmung ist mit dicken Wülsten paralleler Rohrstäbe begleitet (welche wohl im Sinne einer Dachrinne wirken und gleichzeitig eine ornamentale Betonung des Thürrahmens bilden). Bei der königlichen Audienzhütte ist die Thürseite gänzlich offen, so dass dem Licht freier Zutritt ins Innere gestattet ist, bei den Wohnhütten dagegen ist ein Theil dieser Vorderseite mit einer Rohrwand geschlossen und nur in deren Mitte eine 3 bis 4 Schritt breite Oeffnung gelassen, die mit einer ebenfalls aus Rohr hergestellten Thür geschlossen werden kann. Für alle diese Zwecke wird das 3 bis 5 m hohe Schilfrohr (*Panicum*) abgeschnitten, von den Blättern gereinigt, mit Sand polirt und längere Zeit an der Sonne gebleicht. Die Stengel werden dann senkrecht, parallel neben einander an die zu bekleidende Wand gestellt und in je $\frac{1}{2}$ bis 1 m Abstand mit schmalen Streifen von dunkelbraunem *Ficus*-Bast an einander befestigt, die in horizontalen, wie mit dem Lineal gezogenen Linien verlaufen. Das Dach wird durch zahlreiche schlanke Palmstämme gestützt, die in regelmässigen Reihen angeordnet sind und einen breiten Mittelraum freilassen. Den etwas erhöhten Boden der Hütte, zu dem man häufig eine Stufe hinaufsteigen muss, bildet festgestampfte Erde, auf der sauberes, feines, weiches Gras ausgebreitet ist. Auch diese Streu pflegt man so regelmässig zu legen, dass immer ein Grashalm dem anderen parallel liegt. In der Mitte der Hütte ist ein viereckiger Raum von 2 bis

3 Schritt Seitenlänge durch vier auf den Boden gelegte und mit Pflöcken festgehaltene Palmstämme begrenzt: die Feuerstelle. Der Fuss der Hütte wird aussen durch aufgeworfene und festgestampfte Erde gegen das Eindringen des Regenwassers geschützt. In allen Bauten Uganda's prägt sich ein unverkennbarer Schönheitssinn aus, alles ist exakt, symmetrisch und sauber hergestellt und selbst auf den Dächern ragt kein Strohalm über den andern hinaus.«

Die bedeutendsten Grössenverhältnisse haben wohl König Mtesa's jetzt zerstörte Bauwerke erreicht. Mit Benutzung verschiedener, einzelne Theile derselben darstellenden Abbildungen (namentlich Speke's) habe ich versucht, eine Skizze derselben

(Fig. 21) zu entwerfen (Maassstab $\frac{1}{300}$). Demnach muss ein solcher Bau die Höhe von 9—10 m und einen Durchmesser von mindestens 24 m erreicht haben. Die Bogenträger sind, wie es scheint, aus einzelnen Stäben kunstvoll zu breiten Bändern zusammengesetzt, sie werden durch ringförmige Unterzüge getragen und diese, wie die in der Front vorspringende Dachhaube, von Säulen gestützt. Zwischen diesen ausgespannte Teppiche und Stoffe, wie sie durch die arabischen Händler eingeführt wurden, dienten zur Theilung des Innenraumes und zum effektvollen Hintergrund für den in dem vordersten, dem Audienzraum, aufgestellten Königssitz.

Die Hauptstadt Mtesa's lag auf einem Hügel, dessen glatt abgerundete Kuppe mit einer gewaltigen Masse grosser Hütten bedeckend, inmitten der geräumige, hohe, scheunenähnliche Residenzbau. Von jeder Seite der hohen, die Hütten umschliessenden Rohrumzäunung gingen



Uganda (nach Speke).

Fig. 21.

strahlenförmig sehr stattliche Strassen aus, ihrer Breite nach wahre Kaiserwege (Stanley).

Dieselbe typische Form der Bauwerke, wie in Uganda, ist auch in dem Nachbarstaate Unjoro gebräuchlich und hat sich ausgebreitet bis auf die nächsten Gebiete des Albert-, Albert-Edward-See's und des Tanganjika, sowie bis zum Ostgestade des Victoria-Njassa, häufig vermischt und kombinirt mit anderen, namentlich den Formen der Nilthalvölker. Stanley gibt uns ein interessantes Beispiel vom Nordufer des Albert-Edward-Sees, eine Häuptlingshütte (Fig. 22a u. b), welche bei $7\frac{1}{2}$ m Durchmesser 6 m

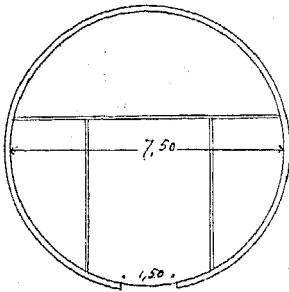


Fig. 22a.

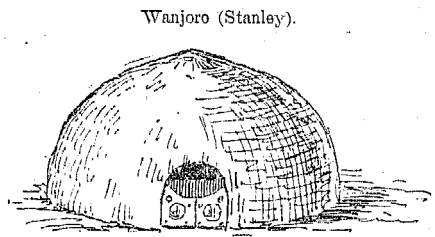


Fig. 22b.

4,50!
Höhe erreichte. Der 10 m breite und hohe Eingang war nämlich mit 2 Thürflügeln geschlossen, welche, wie es scheint, an eingerammten Pfählen sich, mit spiralförmiger Seilumschlingung befestigt, drehten. Den oberen Theil der Thüröffnung liessen sie als eine Art Oberlicht frei und waren in bunten Farben »wie eine rohe Nachahmung der Stuckarbeiten der alten Aegypter« geschmückt. Das Innere war durch getünchte Seitenwände getheilt und »in diese dreieckige und rautenförmige Figuren und Dreiecke über Rauten, Alles in Schwarz und Roth gemalt, eingegraben«. Stuhlmann gibt eine Skizze der Hütten Undussuma's (Fig. 23 a u. b) und den Grundriss

Undussuma (Stuhlmann).

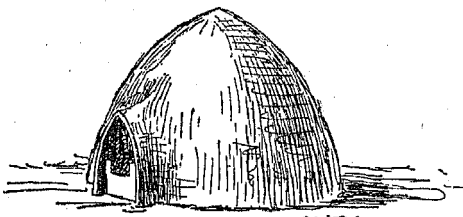


Fig. 23a.

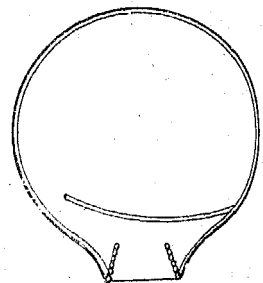


Fig. 23b.

einer Wanjoro-Hütte mit ihren³ Wandtheilungen und einem kleinen Nothausgang. Stets ist der Eingang besonders betont und konstruktiv entwickelt (Fig. 24).

Ausser dieser Hüttenform wurde aber (durch Speke) auch eine andere, gewissermassen durch 2 übereinander gestülpte Trichter gebildete, beobachtet (Fig. 25). Das innere Kegeldach reicht bis zur Erde, das obere, chinesisch geschweifte wird durch eine Reihe von Stützen getragen und bildet gewissermassen ringsum die Regentraufe, welche wir bei den Kugelhütten nur über der Eingangsseite antrafen. Vielleicht ist in diesem eigenartigen Bauwerk eine Kombination der gebräuchlichen Form

Wanjoro (Stuhlmann).

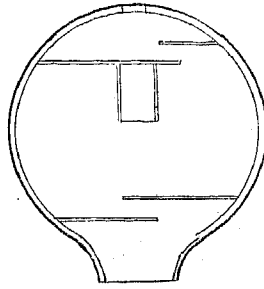


Fig. 24.

Waganda (Specke).



Fig. 25.

mit der der Königsgräber zu suchen. Von letzteren erzählt Dr. Peters und Dr. Stuhlmann: Von Weitem gewähren sie den vollständigen Anblick von Pyramiden, erweisen sich aber bei näherer Betrachtung als 15—20 m hohe Kegel, aus Holz erbaut. Ein weiter Eingang, der durch seine nach rückwärts und innen geneigten Seitenwände wie aus Rohr hergestellte Pylonen aussieht — eine Folge der Kegelform der Hütte — führt ins Innere. Hier ist in Mitten des Gewirrs von zahllosen, das Dach stützenden und mit weissen und rothen Zeugstreifen umwickelten Säulen ein breiter Gang ausgespart, welcher im Hintergrund durch einen Vorhang aus Rindenstoff verhängt ist; vor diesem sind die Lieblingswaffen, Geräte u. s. w. des Verstorbenen aufgehängt. Durch den Vorhang wird ein dunkler Raum abgeschlossen, in welchen Schächte und Stollen münden, die in die Erde eingebaut und mit allerlei Werthgegenständen an-

gefüllt sind. Am äussersten Ende eines Ganges steht endlich der Sarg mit dem einbalsamirten Leichnam, eingepresst in feste Stoffe. Dieses für jeden der verstorbenen Könige errichtete Königsgrab — 33 zählte Dr. Peters — ist das eigenartigste Bauwerk, welches wir in Centralafrika finden und ohne uns auf weitere naheliegende Vermuthungen und Erörterungen einzulassen, können wir wohl das Eine als bestimmt annehmen, dass nämlich diese Bauten durch die Wahuma aus einem andern Lande eingeführt, dass sie dem Baustil der Eingeborenen zunächst fremd und neu, dass sie aber zu jener von Speke mitgetheilten Hüttenform die Anregung gegeben haben mögen.

Gegenüber den Kalunda-Hütten zeigen die Bauwerke des Zwischen-Seen-Gebietes einen ganz bedeutenden Fortschritt; erstere erscheinen trotz ihrer ähnlichen Grössenverhältnisse vollständig roh gegen die stattlichen Bauten Uganda's. Der Grund liegt in den wahrscheinlich durch die hamitischen Einwanderer mitgebrachten und auf die vorgefundene Kugelhütte übertragenen neuen konstruktiven und künstlerischen Momenten, in der Einschaltung eines horizontalen Trageholzes zwischen Stütze und Bogensparren, in der hiemit zusammenhängenden concentrischen Anordnung der Säulenstellung, vor Allem in der weiten Oeffnung des Einganges und in der weiteren konstruktiven und ästhetischen Ausgestaltung desselben durch Anordnung einer besonderen Thürverdachung und Unterstützung derselben durch eine Säulenstellung. Hiezu kommt die Einführung von Thürflügeln mit Bewegung um eine vertikale Axe und die künstlerische Verzierung von Thür und Wand, sowie die durchaus saubere und akurate Herstellung aller Bautheile. Der Urtypus der kleinen afrikanischen Kugelhütte hat sich hier zu einer jedenfalls anerkennenswerthen Geräumigkeit, Stattlichkeit und Wohnbarkeit entwickelt. Es sei nebenbei darauf hingewiesen, dass auch im Schiffbau die Waganda alle anderen afrikanischen Völkerschaften, auch die des Kongo, übertreffen. Anstatt des aus einem Baumstamm — oft sehr geschickt — herausgearbeiteten Kahnes bauen sie ihre Schiffe auf den Kiel.

Die Waganda, Wanjoro und Kalunda sind die wichtigsten Vertreter der Kugelhüttenform, aber auch östlich der letzteren bis zum Lualaba herrscht dieselbe vor und Cameron fand sie so gut bei Kasongo wie bis nach Njangwe hinab; erst mit den Manjema, den Baluba und Warua kommen wir in Gebiete anderer Typen.

2. Hütten auf quadratischem Grundriss.

Diese Form hat bei ihrer Wanderung in's Kongobecken eine eigenartige, aber ziemlich naheliegende Umwandlung der

Konstruktion erfahren und in Folge weiterer Entwicklung des neuen Konstruktionsprinzips wesentlich andere Gestalten angenommen. In den Gebieten, wo wir sie bisher kennen gelernt haben, scheint sie nichts Anderes zu sein als eine Uebertragung der cylindrischen Hütte mit Kegeldach auf eine quadratische Grundrissform; Dach und Wände bilden zwei völlig getrennte Konstruktionstheile: ersteres dient gewissermaassen als ein loser, in sich fertiger Deckel auf dem Unterbau. Nun finden wir aber Dachsparren und Wandstütze fest miteinander verbunden und zwar in der naheliegendsten Weise, nämlich ersteren — eine lange biegsame Ruthe — mit dem Stammende an den Kopf der Stütze parallel angebunden, dann die oberen Enden zusammengebogen und im Mittelpunkt vereinigt. In der Art und Weise, wie man diese Vereinigung bewirkt, können Verschiedenheiten eintreten, welche die Form des Daches verändern.

Ganz isolirt, als Enklave in lauter anders formenden Baustilen, stellen die Tupende ihre Hütten (Fig. 26) in dieser

Tupendo (Wissmann).



Fig. 26.

Weise her und schon durch diesen Umstand werden wir auf die eigenthümliche Stellung derselben unter den umgebenden Rassen aufmerksam. Sie hatten ihre Wohnsitze früher ganz bedeutend weiter im Südwesten, am Oberlauf des Kuango. Die Jaga verdrängten sie von dort, aber ihren Baustil nahmen sie mit. Sie stellen die senkrechten Wände aus einem Stangengerüst her, auf welche sie Baumrindenstreifen festnähen. Die Sparren bestehen aus den Blattschäften der Raphiapalme, denen wir als Baumaterial im Kongobecken so viel begegnen, und

deren Biegsamkeit die zierliche, in eine Spitze ausgezogene Gestalt des Daches zu danken ist. Feines Gras bildet die Decke und phantastische Holzschnitzereien krönen die Spitze sowie das Dach des kleinen windfangartigen Ausbaues in der Front, welcher die Thüröffnung zwischen zwei gegliederten Wandfeldern enthält und in anmuthiger Weise hervortreten lässt.

Bedeutend grösser ist das Gebiet, welches der quadratische Grundriss sich im Osten des Kongobeckens erworben hat, wo wir ihn bei den Baluba und Warua finden und in einzelnen Kolonien weit über deren heutige Grenzen hinaus nach Norden und Nordwesten vorgedrungen.

Am ähnlichsten den Tupende-Bauten tritt er bei den Bassango (Fig. 27) auf, einem Wasongora-Stamm an der Nord-

Bassango (Wissmann),

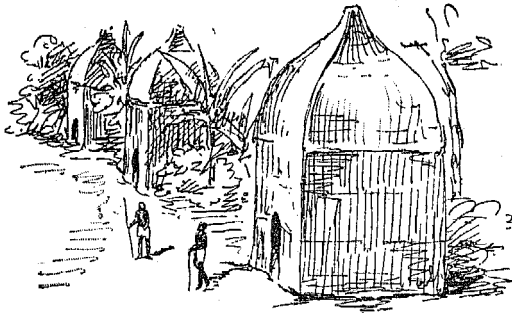


Fig. 27.

grenze der Baluba. Es ist, wie es scheint, eine ganz verschiedene Rassenreihe, welcher diese angehören, und sie mischen die quadratischen auch mit den Bauformen ihrer Stammesangehörigen, wodurch wir auf die Annahme geführt werden, dass dieser Stamm, erobernd vorgehend, sich mit Eingeborenen anderer Nationalität mischte und zum Theil deren damals geübte Bauweise mit übernahm und konservirte.

Die Hütte der Baluba (Fig. 28) zeigt in ihrem inneren

Baluba-Warua (Camoron).

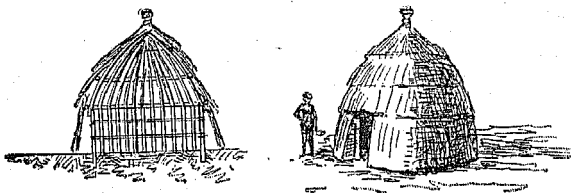


Fig. 28.

Gerippe die Wände gebildet aus vertikalen, in den Boden getriebenen Stangen von 1,20 m Höhe (Abstand 20 cm), die durch doppelte Ruthendurchflechtung mit einander verbunden werden; das Dach durch Ruthen hergestellt, welche an den Pfählen angebunden, mit den Spitzen vereinigt und hierauf mit 90 cm Abstand belattet werden. Das Ding sieht aus wie ein Vogelkäfig. Das Merkwürdige ist nun aber die Bedeckung des Daches. Nachdem nämlich die Wände durch Lehmausfüllung ganz fertig hergestellt sind, wird das Dach mit langem Grase bedeckt, dessen unterer Rand bis fast zum Fussboden geführt wird. Hierdurch verschwinden nicht nur die senkrechten Wände vollständig, sondern es scheint sogar durch Packung des Strohes auf eine möglichste Abrundung der Kanten hingearbeitet zu werden, so dass die fertigen Bauwerke kaum mehr den quadratischen Grundriss erkennen, sondern eher auf einen abgerundeten schliessen lassen und beinahe wie hohe oginal zugespitzte Kugelhütten aussehen, also dem Urtypus sich wieder nähern. Die Dachspitze wird durch ein spiralenförmig umwundenes Grasbündel geziert, die Wände und die innere Dachwölbung mit Lehm abgeputzt und der Fussboden mit einem Lehmschlag versehen. Die Thür wird in der Weise gebildet, dass jederseits ein starker Pfahl eingerammt und das Dachstroh über der Oeffnung schräg nach vorn abgestutzt wird, wodurch eine Art vorspringender Thürhaube entsteht. Das seitwärts herabhängende Strohdach wird ebenfalls durch eingeschlagene Stangen begrenzt.

Dass ein Gebäude dieser Art einer gewissen künstlerischen Ausgestaltung durchaus nicht widerspricht, zeigt ein Beispiel, welches Cameron mittheilt, die Behausung eines Häuptlings Kifuma (Fig. 29 a und b), der am rechten Ufer des Lomami

Kifuma (Cameron).

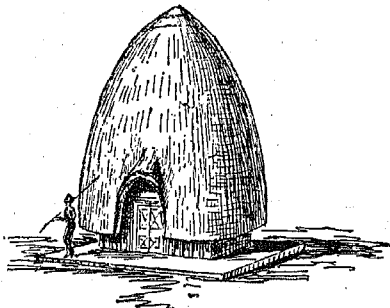


Fig. 29 a.

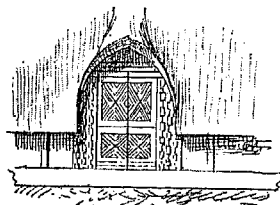


Fig. 29 b.

nahe dem 6. Grad südlicher Breite wohnte. Der grösste Theil des sehr sauberen Innenraumes von 3 m im Quadrat war durch

die Bettstatt aus gespaltenen Blattschäften der Raphiapalme eingenommen. Die Wände waren $2\frac{1}{4}$ m hoch aus Stangen hergestellt, die mit ungefähr 30 cm Entfernung standen, die Zwischenräume mit starken Holzschwarten ausgefüllt und diese durch Latten befestigt. Das Dach erhob sich in Form eines Domes, $6\frac{1}{2}$ m hoch im Innern und bestand aus schlanken Ruthen, welche in der Spitze in ein rundes, schwarz und weiss gemaltes Holzstück eingefügt waren und durch horizontale Belattung festen Halt bekamen. Dieses Gerüst war mit schönem langen Gras in äusserst sorgfältigen Lagen bedeckt und über diesem von einer Strohschicht von mehr als $\frac{1}{2}$ m Stärke, die ziemlich nahe über dem Erdboden horizontal abgeschnitten war. Es macht den Eindruck einer Kaffeemütze, auf einen Würfel gestülpt. Der Fussboden war von Thon, ca. 40 cm erhöht und bis zu schlüpfriger Glätte polirt; das Prunkstück des Gebäudes aber bildeten die Thüren, welche allerdings einzig in ihrer Art dastehen. Es waren deren zwei und zwar Flügelthüren, welche auf Zapfen gingen, die in Schwelle und Thürsturz eingepasst waren und welche ausserdem mit Anschlagsausklinkung versehen waren. »Die vordere Thür war auch an der Aussenseite geschnitzt, das Muster in roth, weiss und schwarz umzeichnet (auf der Abbildung sieht es wie Füllungen in gestemmtten Thüren aus) und beiderseits waren drei geschnitzte Pfeiler.« Ueber den Thüren endlich war das Strohdach vorgebaut und im Spitzbogen verschnitten, so dass sich eine vorspringende zierliche Ueberdachung bildete.

Neu ist bei diesem Hause in konstruktiver Beziehung der hölzerne sozusagen Schlussstein der Spitzbogenkuppel, mit dessen Erfindung die Frage der Verbindung der zahlreichen Sparrenstangen in einem Punkte auf das geschickteste gelöst ist. Es wird kaum nachweisbar sein, ob diese Erfindung bei den Baluba im Allgemeinen Eingang gefunden hat, da man diesen wichtigen Konstruktionstheil von aussen durchaus nicht zu sehen braucht und die Forscher meist zu wenig Techniker sind, als dass sie die Wichtigkeit solcher Kleinigkeiten ohne weiteres auffassen und desshalb besonders darauf achten sollten. Es ist aber wohl nicht anders anzunehmen, als dass ein derartiges über viele Schwierigkeiten hinweghelfendes Mittel allgemein wird in Uebung gekommen sein. Die Thürkonstruktion ist um vieles weiter und besser entwickelt, als in Uganda und auch in künstlerischer Beziehung durch Markirung des hölzernen Thürsturzes, der Thürsäulen und der Ueberdachung Ueberaschendes geleistet. Selbst die Konstruktion der Wände erscheint mir erwähnenswerth.

Die Baluba-Hütte hat sich auch über die Grenzen, welche dieser Volksstamm zur Zeit einnimmt, hinaus ziemlich weit

verbreitet und lässt auf weiter vorgedrungene Kolonien derselben schliessen. Denn ich trage kein Bedenken, die von den Reisenden erwähnten, der äusseren scheinbaren Form der Baluba-Hütten ähnlichen Rundhütten hiezu zu rechnen. Bei einzelnen hat sich bei näherer Prüfung unter der runden Hülle ein rechteckiger Wandbau ergeben, bei anderen mag noch nicht danach gesucht worden sein. Das Belgische Journal »le Congo illustré« bringt Skizze und Beschreibung der am oberen Sankurru (bei Station Luzambo) gebräuchlichen Gebäude (Fig. 30), welche wenig

Lusambo (Congo ill.).

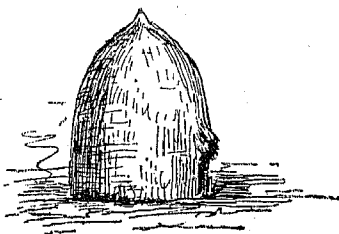


Fig. 30.

abweichen. Der Innenbau ist nicht genau quadratisch, sondern 3 zu 4 m, die Höhe beträgt 5 m. Die Wände sind aus starken 4 m langen Stangen gebildet, welche mit 10—15 cm Abstand vertikal eingerammt werden, das Dach wird durch angebundene Ruthen gebildet, die sich (wie?) im Mittelpunkt schneiden, die Bedeckung mittels Stroh wird bis zum Erdboden hinabgeführt. Auch hier findet sich eine, freilich weniger künstlerisch entwickelte Ueberdachung der Thüre. Der Berichterstatter rühmt übrigens neben der Geschicklichkeit der Erbauer deren Kunstsinne, welcher sich in der schönen Arbeit ihrer Thüren und im inneren Ausbau zeige. Zu sehen sind die Thüren leider nicht auf der Abbildung.

Verfolgen wir den Lauf des Sankurru weiter bis zur Einmündung in den Kassai und gehen wir dann diesem Flusse nach, so treffen wir bei der Einmündung des Loange beim 20. Längengrad und sogar noch bei der Koango-Mündung beim 18. Längengrad in, wie es scheint, vereinzelt, Ortschaften auf runde Hüttenformen, die von einer auffällig abweichenden, wahrscheinlich einer Mischrasse bewohnt sind. Die Gestalt, wie sie eine mangelhafte Abbildung Bateman's zeigt, erinnert offenbar an die Baluba-Hütten. Dieser Theil des Kassai-Laufes ist reich an verschiedenen stark von einander abweichenden Hüttenformen und scheint mit seinen, die Einen nach Norden, die Andern nach Süden schützenden Ufern vielen kleinen zersprengten Volksstämmen einen Zufluchtsort geboten zu haben.

Erwähnenswerth scheint es mir zu sein, dass Bateman am unteren Lulua, also recht in Mitten des Landes, das die Tupende von den Baluba trennt, bei den Beni-Kashia die beiden diesen Stämmen eigenthümlichen Hüttenformen nebeneinander vorfand, als sollte damit ihre konstruktive Zusammengehörigkeit bewiesen werden.

3. Cylinderhütten mit Kegeldach

Während die quadratische Hüttenform sich, ihrem Ausgangspunkt entsprechend, nur im westlichen Centralafrika findet, hat die cylindrische sich im Osten ihr Gebiet erobert. Die Träger dieses Baustils drangen zwischen Moëro, Bangweolo- und Nyassa-See vor und erreichten, dem rechten Ufer des Tanganjika-Sees folgend, die Gestade des Victoria-Njansa, ihre Vertreter sind in der Hauptsache die sämtlichen Stämme der Wanjamwesi, sowie die Völkerschaften in den südlichen Seengebieten. Ein anderer Theil drang östlich des Nyassa-Sees vor und bevölkerte die Küstengebiete Ostafrikas bis zum Pangani. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese bezw. ihnen verwandte Stämme noch wesentlich weiter nach Norden, bis über den Kilimandjaro vorgedrungen, durch die von Norden einwandernden Massai-Stämme aber zurückgedrängt und zum Theil nach Einbusse ihrer Nationalität als Bruchstücke im Centrum Deutsch-Ostafrikas Theile des Gewirres verschiedener Rassen abgegeben haben, welche dasselbe zur Zeit erfüllt.

Die Küstenstämme, von denen namentlich die Waseguha, Wasaramo und Wasagara zu nennen sind, haben die typische Hüttenform (Fig. 31 und 32) treu bewahrt und in einem

(Giraud)

Wasaramo

(Stuhlmann).

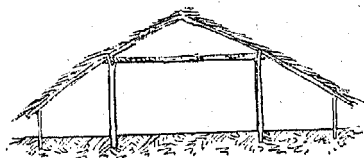


Fig. 31.

Fig. 32.

wesentlichen Punkte zu entwickeln gesucht. Die etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 m hohe Aussenwand wird durch eine Anzahl im Kreise eingepflanzter und am oberen Ende gegabelter Pfähle hergestellt, die durch ein lehmgedichtetes Flechtwerk mit einander verbunden werden. Auf dieses Gestell wird aber nicht mehr direkt das Dach, sondern zunächst ein horizontaler Boden, ein Gebälk verlegt, und das Ganze mit einem Kegeldach aus radial gestellten Ruthen überdeckt, welche die Aussenwand weit überragen. Der untere Raum dient als Schlafzimmer, der obere, in welchen man durch eine freigelassene Oeffnung gelangen kann, als Speicher für die in grossen Körben oder Thongefässen aufbewahrten Kornvorräthe. Aber auch der konzentrische Bau ist nicht vergessen: wenn der Besitzer wohlhabend ist oder seine Familie sich vergrössert, so bildet er sich unter dem weit vorspringenden Dach einen Verandaraum,

der als zweiter Wohnraum den inneren ringförmig umgibt. Nach der Abbildung, welche Dr. Stuhlmann zu dieser Schilderung gibt, scheint allerdings dieser Verandabau nicht durch eine Säulenstellung, sondern durch eine Flechtwand begrenzt, und diesen Bau als eine weitere Entwicklung des Marutse-Typus zu betrachten, liegt sehr nahe.

Die Ansiedelungen liegen meistens auf Lichtungen in einem überaus dichten, verfilzten Buschkomplex, dessen undurchdringliche Wände als Schutz gegen feindlichen Ueberfall benutzt werden. Nur ein schmaler, oft tunnelartig eingeschnittener, durch ein bis drei Thore leicht zu sperrender Zugang führt zu dem Dorfe. Die Thore bestehen aus zwei starken Thorpfosten mit anschliessender starker Pallisadirung und einer Klappthüre, deren starke Hölzer um die Thürkappe (+ 2,50 m) sich drehen und bei geöffneter Thüre durch eine dahinter stehende Astgabel in horizontaler Lage erhalten werden. Zum Zweck des Schliessens werden sie herabgelassen und durch 2 dicht über dem Boden befindliche Querhölzer festgekeilt.

Erwähnung verdient auch eine sehr geschickte Anordnung der Getreidespeicher (Fig. 33), wie die Wasagara sie ausführen.

Im dichtesten Gestrüpp stellen sie dieselben — in der ihnen gewohnten Cylinderform — auf einen hohen Unterbau, dessen 4 dünne Stangen durch einen Beilhieb leicht zu Fall gebracht werden können, wenn die Vorräthe durch die räuberischen Feinde (Wahehe) bedroht erscheinen. Die geflochtenen Behälter fallen dann in das Gebüsch und werden durch dieses dem Blick des Gegners entzogen (Giraud).

Die *Wanjam wesi* haben sich zwar auch die runde Hüttenform bewahrt, aber als eine Vervollständigung ihrer Wohnorte die vier-eckigen *Tembe* hinzugenommen; sie bilden die vertheidigungsfähige Umfassung aus letzteren und bauen ihre Cylinderhütten hinein. Diese haben vielfach höhere Dächer als diejenigen der Küstenvölker, zeigen aber doch, wie z. B. die Hütte aus dem nördlichen Grenzbezirk *Usukuma* (Fig. 34 S. 46), im Allgemeinen eine ähnliche Anordnung. An Stelle des geschlossenen tritt aber der offene Verandabau.

Wenig Abwechslung bieten die Formen der südlicheren, an den Seen ansässigen Völker. Dass aber dieser einfache Typus

Wasagara (Giraud).

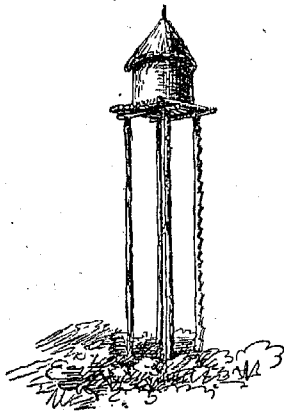


Fig. 33.

auch der individuellen Ausgestaltung und Modificirung in der Hand eines Menschenschlages fähig ist, welcher die Keime zu einer eigenartigen und vielversprechenden Kulturentwicklung in sich trägt, zeigen die kleinen zierlichen Bauwerke der Konde (Fig. 35), welche nördlich des Nyassa-Sees wohnen. Wunder-

Wasukuma (Stuhlmann).

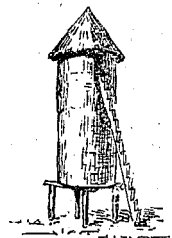
Konde (Wangemann)



barer Weise gefallen sie sich darin, umgekehrt der Bauart der Marutse, die Wände ihres runden Hauses nach oben auseinander-treten zu lassen, also einen umgekehrten abgeschnittenen Konus zu gestalten. Zwei Bambusstabreihen bilden die Wände und um nicht unter dem Druck des Daches nach Aussen gedrückt zu werden, müssen sie im oberen Theil mit Reifen umspannt werden. Um aber die Lücken auszufüllen zwischen den Bambuswänden, lassen sie lauter faustgrosse, feuergehärtete Thonkugeln hineingleiten, deren Durchblicken durch die Fugen eine ganz eigenartige Flächendekoration gibt. Das Dachgerüst, sehr regelmässig verlegt, wird mit Lehmschlag versehen und hierauf eine Strohlage gebracht. Im Innern werden Wände und Fussboden mit feinem Thon geputzt und zwar in so vorzüglicher Arbeit, dass man ihn für Gyps halten möchte. Zum Schutz gegen Regenwasser wird jede Hütte 20 cm erhöht, und in weiten Zwischenräumen stehen sie im Schatten eines üppigen Bananenhaines wie lauter 3—4 m hohe, mit Deckel versehene Körbe.

Einen merkwürdigen Effekt machen in den südlichen Gebieten die Getreidespeicher (Fig. 36), welche wie kleine Thürme überall, mehr oder weniger dieselben überragend, zwischen den cylindrisch-konischen, breيتدachigen Hütten stehen. Auf einem kleinen, tischähnlichen Gerüst, etwa 60 cm über dem Boden, zum Schutz gegen Termiten und Mäuse, erhebt sich das cylindrische Geflecht 3 m und mehr in die Höhe, wenig über 1 m im Durchmesser, bedeckt mit einem losen Kegeldach. Dicht unter dessen Kante ist eine Eingangsöffnung angebracht, zu welcher man mittelst eines Baumstammes gelangt, der treppenartig mit Stufen versehen ist.

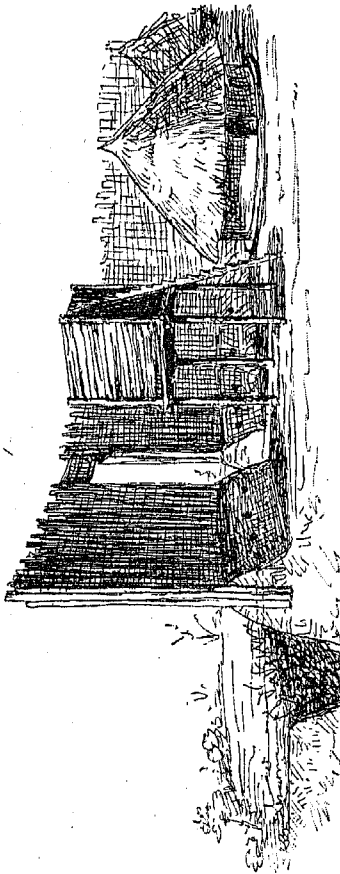
Wasagara (Giraud).



Das Innere ist mit Thon verstrichen; schwer zu erklären bleibt aber, wie man zu dem auf dem Boden des Speichers liegenden Getreide gelangt, wenn derselbe ziemlich ausgeleert ist.

Die Anordnung der Ortschaften ist meist — wie auch das naturgemässe bei der Hüttenform — kreisrund und die Befestigung derselben geschieht mit Pallisadenreihen. Was aber der Afrikaner in der Fortifikation zu leisten vermag, zeigt die Residenz Kasembe's — zwischen Moero- und Bangweolo-See, welche Giraud besuchte. Den Ring der in mehreren Reihen gestellten mächtig hohen Pallisadirung aus Eisenholz (Fig. 37) umspannte ein Graben von 2,50 m Tiefe, gefüllt mit Dornen-
gestrüpp. Am Fuss der Pallisadenwand war aber beiderseits ein Erdaufwurf gemacht und hierdurch eine Brustwehr von 1,50 m Höhe geschaffen, welche mit Schiesslöchern durchbohrt war — Feuerwaffen bezog Kasembe über Bihé von portugiesischen Händlern —. Der Graben war vor den 3 Thoren mit Balken überbrückt, welche leicht entfernt werden konnten, hinter jedem derselben erhob sich eine Art Holzturm auf Pfahlunterbau, welcher eine energische Unterstützung der Vertheidigung dieses wichtigen Punktes aus der Höhe herab gestattete.

In einer Richtung scheint die cylindrisch-konische Hütte weiter nach Norden hinauf zu greifen und einen Berührungspunkt zu finden mit dem grossen Gebiet, welches sie bei den Sudanern besitzt, nämlich am Albert- und Albert-Edward-See. Auch an anderen Orten finden sich Bauwerke dieser Form, wie z. B. die Versammlungshallen der Baschilange (Fig. 66 S. 48) welche wie Kirchthürme sich



Kasembe, Moero-See (Giraud). — Fig. 37.

über die Ortschaften erheben; jedoch niemals sind es die gebräuchlichen Formen der Wohnhäuser und ihre Gestalt mag, wie bei den genannten Hallen, sich von selbst aus dem Zwecke ergeben haben, da die gebräuchliche Form — hier das Giebel-dach — sich nicht demselben anpassen wollte.

Baschilango (Wissmann).



Fig. 66.

C. Gebäude mit rechteckigem Grundriss.

a) Massai- und Tembe-Bauten.

Einen Baustil, welcher auf rechteckigem Grundriss basirt, haben zweifellos die Massai mit von Norden gebracht, von wo sie gegen das Centrum von Ostafrika vorgingen, um sich wie ein Keil zwischen Victoria-See und Kilimandjaro hineinzuschieben, hier die Einwohner zu verdrängen, zum Theil zu massaisiren und bis Ugogo hinab ihre Einwirkung direkt geltend zu machen. Dr. Stuhlmann ist der Ansicht, dass aus ihrem Baustil sich die Form der Temben entwickelt und auf die Wanjamwesi, sowie auf die von Süden herandrängenden Wahebe übertragen habe, wohl, weil er in vorzüglichster Weise die Wohnung mit dem fortifikatorischen Schutz der Ortschaften zu verbinden gestattete. Andererseits mögen aber auch die Araber immerhin dazu beigetragen haben, den Baustil zur Entwicklung und weiteren Verbreitung zu bringen, da sie ihn wohl zweifelsohne für ihre Niederlassungen adoptirten.

Dr. Stuhlmann beschreibt eine Massai-Niederlassung, wie er sie für den Urtypus der Temben (Fig. 38a) ansieht, fol-

Massai (Stuhlmann).

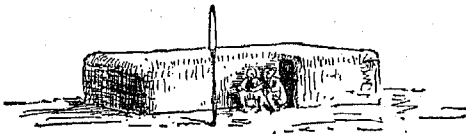


Fig. 38a.

gendermaassen: »An einer Seite des Hofes standen vier Hütten von rechteckiger Grundform. Sie waren etwa 1 m hoch, 6—8 m lang und 4 m breit. Der Eingang war seitwärts in dem Vorbau der Längsseite angebracht, ungefähr wie die Oeffnung an einem Schneckenhause. Im Innern war in der Nähe des Eingangs die Feuerstelle. In dem Hauptraum hatte man an den Seiten entlang eine Streu aus Reisig angebracht, die den Kriegerern zum Schlafen diente. Das Gebäude machte mit seinem flach gewölbten

Dach einen tonnenförmigen Eindruck, alle Kanten waren abgerundet. Das aus Reisig hergestellte Hüttengerüst war mit Lehm und Rindermist gedichtet.»

Die Tembe ist wohl ursprünglich nichts anderes, als ein rechteckiges, längliches Gebäude mit flachem Dach und mit Lehm gedichtet. Man hat wahrscheinlich mehrere um den Viehhof herumgestellt und schliesslich vollkommen miteinander verbunden zur Gewährleistung des erforderlichen Schutzes. Vielleicht versenkte man auch der heftigen Winde wegen die Gebäude halb in den Boden.

Die fortifikatorischen Vortheile, welche die Temben zu gewähren im Stande sind, haben wir bei unseren Kämpfen in Ostafrika ja zu wiederholten Malen kennen gelernt. Die Anordnung bei den von unserer Schutztruppe gestürmten Stützpunkten der Häuptlinge war verschieden. So bestand das Quikuru des Muini Mtwana in Ugogo, welches Lieutenant Prince am 10. März v. J. stürmte, nur aus einer riesigen Temben-Anlage. Die äussere Umfassung, natürlich geschlossen, zeigte nur die von Schiessscharten durchbrochenen Aussenwände von 2,5 bis 3 m Höhe. Zuerst wohl rechteckig angelegt, war der Platz durch An- und Erweiterungs-Bauten zu einer unregelmässigen Gestalt gekommen und das Innere bildete ein Labyrinth von Gassen und Höfen zwischen den langen schmalen Reihen der Tembebauten, die nur nach innen mit Thüren, allseitig aber mit Schiessscharten versehen waren. Da die flachen, mit Erde bedeckten Dächer meist im Zusammenhang standen, war natürlich auch das Vordringen auf denselben, sobald die Leiterersteigung der Umfassungs-Tembe gelungen war, sehr begünstigt und dem Feuer von den Dächern mussten die Vertheidiger bald unterliegen.

Wesentlich zweckmässiger war das Quikuru des Häuptlings Sike von Unjamjembe erbaut, welches Lieutenant Prince am 10. Januar 1893 stürmte. Der Tembebau war hier durch einen Bomagürtel, wie er den Eingeborenen von jeher gebräuchlich ist, verstärkt, wenn schon Sike unter Anleitung der Araber wohl manches hinzugelernt hatte. Die Boma bestand aus einer durch 3 Pfahlreihen Teakhölzer gebildeten Pallisadirung, die oben in Gabelspitzen auslief und bis 2,50 m über dem Erdboden verflochten und mit Lehm verschmiert war; sie war gegen 8 mm-Kaliber ganz undurchdringlich (50—60 m stark) ihrerseits aber mit Schiessscharten und einer inneren Erdverstärkung unterhalb derselben versehen. Innerhalb dieser Boma lagen mehrere Ringe von Temben, einer im andern, und den Kern bildete die quadratisch angelegte Tembe-Wohnung des Sultans (mit ungefähr 100 m Seitenlänge), während die freien Räume alle

von den runden Hütten der sonst ausserhalb des Quikuru wohnenden Bevölkerung angefüllt waren.

Die dem Urbild nach am nächsten stehenden Temben der Wagogo bilden ein mehr oder weniger langgezogenes Rechteck mit 30 bis 100 m Seitenlänge; der ganze Umfang wird von einem langgezogenen, etwa 2 m hohen und 3 m breiten Hause eingenommen, dessen Wände aus Flechtwerk von Pfählen und Reisig bestehen und mit Lehm beworfen sind, während das flache, nur leicht nach aussen geneigte Pultdach eine dicke Lehmschicht trägt, die auf dicht neben einander verlegten Balken ausgebreitet ist. Scheidewände theilen diese langen Gebäude in einzelne Räume, deren jeder mit einer Thüröffnung versehen, mittelst einer geflochtenen Thür geschlossen werden kann. Die Bauten der Wanjamwesi (Fig. 38 b und c) unter-

Tembe (nach Stuhlmann).

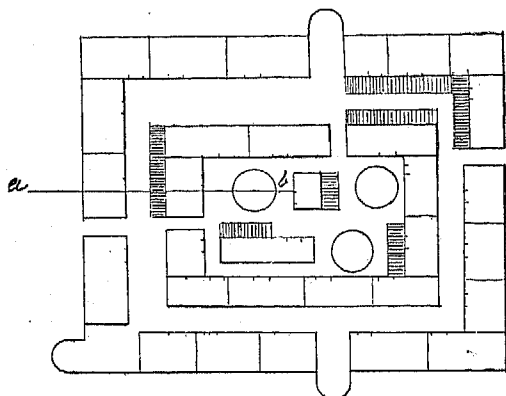


Fig. 38 b.

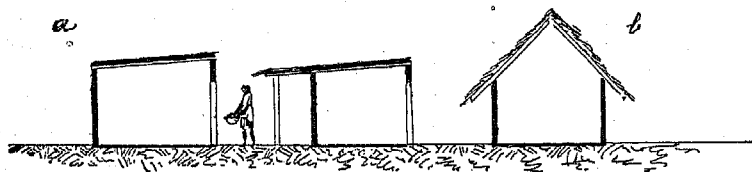


Fig. 38 c.

scheiden sich hiervon nur durch sauberere Herstellung und grössere Dimensionen. Durch Einschachtelung eines Tembebaues in den andern und Anlage von Höfen entstehen oft sehr complicirte Anordnungen. Veranden werden vielfach an die Häuser angebaut, runde Hütten in den Höfen aufgestellt, als Reminiscenz der früheren Bauweise und flankirende Palli-

sadenanlagen im Umfang eingeschaltet. Die Araber haben den reinen Lehm- und Ziegelnbau eingeführt und es ist zur Zeit schwer zu unterscheiden, was die Eingeborenen selbständig aus dem Massai-Baustil entwickelt, was sie von den Arabern übernommen haben.

b. Die Satteldachhäuser.

Man hat bisher im Allgemeinen die Erbauer der Satteldachhäuser für Bantu gehalten, indem man von der Meinung ausging, diese Rasse sei von Gegenden nördlich des Aequator nach Süden gezogen, bis sie mit ihren vordersten Kolonnen, den Kaffern, auf unüberwindliche Hindernisse stiess, welche einen Rückstau veranlassten. Man fasste auf der Beobachtung, dass in dem nördlichen Kongogebiet eine südliche Bewegung nachgewiesen werden konnte und ebenso die Herstammung der Zulu und Kaffern aus nördlichen Gebieten mit viel Wahrscheinlichkeit angenommen werden konnte. Man fasste beide Bewegungen als zusammengehörende einer Rasse auf. Nun finden wir aber im ganzen nördlichen Kongogebiet und an der Westküste des Erdtheiles, vom Kuanza nach Norden durchweg die rechteckige Gebäudeform mit Satteldach; es müsste also angenommen werden, dass die Bantu bei ihrem Zuge nach Süden plötzlich von diesem Baustil zu einem gänzlich verschiedenen, dem runden Grundriss mit Kugel- und Kegeldach übergegangen wären. Wenn irgend eine zwingende Ursache vorgelegen hätte, wie z. B. veränderte klimatische Verhältnisse, wesentliche Unterschiede in dem vorgefundenen Baumaterial, so könnte man den Versuch machen, diesen plötzlich auftretenden, unvermittelten Uebergang zu einem grundverschiedenen Baustil zu erklären. Dies ist nicht der Fall; denn beide Stilarten wechseln mitten im Kongobecken, wo Klima und Baumaterial dieselben sind.

Nehmen wir nun, wie es im Vorstehenden geschehen ist und durch die Ausbreitungsgebiete der einzelnen den Bantu eigenartigen Hüttenformen motivirt wurde, an, dass deren Ursitz nicht im Norden, sondern in den Hochflächen zu suchen ist, welche die Flussgebiete des Kongobeckens von denen des Sambesi und Kubango scheiden, dass von hier aus eine Auswanderung nach Norden so gut wie nach Süden stattgefunden hat, so finden wir für diese Hypothese ebenfalls genügende Anhaltspunkte in den nachweisbaren oder zur Erklärung der ethnographischen Verhältnisse vorauszusetzenden Verschiebungen in nördlicher Richtung, stossen aber, wenn wir diese Wanderungen fortgesetzt uns vorstellen, bis in die nördlichen Theile des Kongogebietes, auf dieselbe Schwierigkeit. Die Bantu brachten nur den auf kreisförmigem und aus diesem abgeleiteten quadrati-

schen Grundriss basirten Baustil mit. Wie sollen sie nun plötzlich zu einem vollständigen Aufgeben desselben und zum Uebergang zum rechteckigen mit Satteldach die Veranlassung gefunden haben? Die Andeutung, welche bei den Marutse in der Satteldachhütte ohne Wände (s. Fig. 8) vorlag, ist weiter nördlich nirgends mehr entwickelt worden und hat konstruktiv mit dem nördlichen Satteldachgebäude nichts zu thun; 9 bis 10 Breitengrade liegen dazwischen, wo nur der kreisrunde Grundriss zur Geltung kommt.

Sind die Bantu-Stämme in nördlichere Gegenden gelangt, als die jetzige Verbreitung ihrer Bauformen ihnen zuweist — und es sprechen viele Gründe dafür, namentlich die Küstenvölker bis zum Kongo ihnen zuzurechnen — so muss von ausserhalb ihnen dieser Stilwechsel gebracht worden, so wird dieser Einfluss immerhin einer anders bauenden Rasse zuzuschreiben sein.

Nun ist es aber auffallend, dass der rechteckige Bau nicht etwa seine nördliche Grenze findet dort, wo die Sudaner mit ihren runden Hütten von Norden immer weiter vordrängen, sondern dass an der Westküste er sich weit über diese Linie (Sannaga im Hinterlande von Kamerun) fortsetzt und entwickelt hat. Die Dualla bauen rechteckige Hütten aus Bambus und Blattstielen der Raphiapalme — dieselbe Bauart wie im Norden von Loanda; im Togo Küsten-Gebiet findet sich nur das rechteckige, schrägdachige Haus (mit Ausnahme von Be und dessen Umgebung); dieser Baustil ist hier sogar auf ein anderes, als das ursprüngliche Material übertragen. Man formt nämlich aus rothem Thon mit Binsen und Stroh-Beimischung haltbare grosse Quadern und führt aus diesen die Mauern auf. In Höhe des Daches oder des oberen Stockwerkes verlegt man eine Balkenlage, überdeckt diese mit Reisig und bringt hierauf für ein oberes Geschoss einen Lehmestrich. Das abgesattelte Dach wird mit einer 15 cm starken Schicht Binsenstroh gedeckt und soweit über die Façadenmauer verlängert, dass eine Veranda hergestellt werden kann (Zöller). Ein solcher Lehm- und Stroh-Bau findet sich als autochthoner Baustil an der ganzen Goldküste und ist besonders bemerkenswerth wegen des sonst dem Afrikaner fast ganz fremden Stockwerkbauens.

Dieser Umstand, dass wir an der Westküste, auch über die Gebiete der angeblichen Bantu weit hinaus, den Satteldachbau finden, scheint doch darauf schliessen zu lassen, dass wir hier die Heimath dieses Baustils und der ersten Träger desselben zu suchen haben. Es kommt bekräftigend hinzu, dass die eigenartige ursprüngliche Konstruktion dieses Hauses nur in einem Lande tropischen Pflanzenwuchses, im Lande der Raphiapalme und der Banane entstanden sein kann und diese Pflanzen finden wir vorwiegend an der Westküste. Das Haus

besteht nämlich aus 6 Tafeln, welche hauptsächlich aus Raphiablattschäften mit verschiedenen Flecht- und Füllmitteln, wie sie gerade zur Hand sind, als feste einheitliche Stücke zusammengesetzt werden durch Flechten, Binden oder Nähen. Diese Tafeln sind sehr leicht und besitzen grosse Haltbarkeit und Federkraft: vier geben, im Rechteck aufrecht gestellt und an den Kanten miteinander verknüpft, die Seitenwände, die übrigen zwei das mehr oder weniger steil geneigte Dach. Es gibt bei dieser Konstruktion also weder Schwelle noch Stützen und Träger, keine Dachbalken und Sparren, keine Windlatten und Kopfbänder. Die Tafeln sind in sich unverschiebbar, und da hier keine Schneelast zu tragen ist, ausserdem nur in kleinen Dimensionen gebaut wird, das Dach an sich aber ausserordentlich leicht ist, so genügt die Steifigkeit der Wände gegen den Schub des Daches. Gegen Winddruck wirkt die grosse Elasticität sehr günstig. Wird das Haus umgeblasen, so stellt man es anderen Tages wieder auf. Wie grundverschieden in konstruktiver Beziehung dieses Haus von allen Bantu-Bauten ist, liegt auf der Hand: dort eine Reihe einzelner starker Stützen, welche das Dach tragen, unter sich durch Füllmittel verbunden, das Dach ein regelrechtes Gespär mit Belattung; hier vier raumabgrenzende, stützelose Tafeln, nur in ihrer ungetheilten Struktur im Stande, das ebenso gebildete Dach zu tragen.

Es ist selbstredend, dass diese Gebäude nur in einem tropischen Klima brauchbar sind und dass der Charakter bei einem Klimawechsel sich ändern muss; dass sie ferner für jeden Zweck, welcher einen grösseren Raum beansprucht, unbrauchbar und durch andere Konstruktionen zu ersetzen sind; dass sie endlich vorzüglich geeignet sind für ein Volk, welches sich nicht für lange Zeiten ansiedeln, sondern nur so lange sich ein Heim gründen will, als ihm die Gegend, die Boden- und Wasserverhältnisse zuzusagen, das gerne sein Haus abbricht und an anderer Stelle wieder aufstellt, um seinem Wandertrieb zu genügen und um den schlecht bewirthschafteten, also schnell ausgesogenen Boden mit anderem jungfräulichen zu vertauschen. Eine modificirte Konstruktion bezw. eine weitere Entwicklung des Stils erfolgt deshalb naturgemäss bei den Völkerschaften, welche in der Hand kräftiger Führer vereinigt, ihre Staatsform weiter ausbauen und feste Wohnsitze gründen.

Von der Küste aus, wo wir die Anfänge dieses Baustils suchten, sind die Wanderungen landeinwärts gegangen, mögen auf diesem Wege im Norden die Quellgebiete des Sangha und der Uelle-Mobangi-Zuflüsse erreicht und diesen Flussläufen stromab gefolgt sein, im Süden mögen sie ihren Einfluss auf die Kongoküstenländer geäussert und diesen Strom mit seinen

Nebenflüssen, dem Aruwimi, dem Kassai, Tschuapa und Lomami gefolgt sein. Der Kongo, welcher jeder Völkerverschiebung von Süd nach Nord und umgekehrt eine nicht zu unterschätzende Barriere entgegengestellt hätte, war für diese Bewegung die natürliche Wegerichtung und die Seitenflüsse schlossen die beiderseitigen Gebietstheile auf. Den angedeuteten Wegen folgend, drangen die Erbauer der Satteldachhütten so weit vor, bis ihnen im Norden (ungefähr beim 4° n. Br.) die Sudaner und Niloten auf ihrer nach Süden gerichteten Wanderung begegneten und Halt geboten; im Süden stiessen sie auf die Bantu-Kalunda-Stämme, etwa beim 5° s. Br. und im Osten erreichte ihr Gebiet seine Grenze an den grossen Seen und den dieselben im Westen begleitenden Höhenzügen. Dass hiebei an den Berührungspunkten mit anderen Rassen theilweise Vermischungen und Beeinflussungen in Folge von Kämpfen und Raubzügen, Unterwerfung und Parzellirung eintraten, bedarf keiner Begründung und deshalb soll hier durchaus keine Begrenzung einer reinen Westküstenrasse versucht, sondern nur die Uebertragung des ihr eigenthümlichen Baustils angedeutet werden. Ebenso ist nicht ausgeschlossen, dass die Einwanderung zu verschiedenen Zeiten auf den verschiedenen Wegen stattgefunden, dass hiebei Stämme anderer Rassen mit fortgerissen und ebenfalls zu Trägern desselben Baustils geworden sind.

Unter den gesammten Völkerschaften dieses Architekturgebietes lassen sich deutlich 2 grosse Gruppen unterscheiden, eine östliche, welche die Manjema, Waregga, sämmtliche Stämme der Wasongora und Lukerëu vom Sankurru bis zum Ituri am Albert-Njansa und wohl auch das Mischvolk der Baschilange umfasst, und eine westliche, welche alle übrigen Stämme bis zur Küste — soweit dies nicht Enklaven des Bantu-Stils sind — und die Mangbattu zwischen Uelle und Aruwimi in sich schliesst. Die westliche Gruppe hat sich den Urtypus am reinsten bewahrt. So finden wir bei den Bakongo und den Bateke am unteren Kongo kleine Wohnhäuser (Fig. 39a u. b S. 56) deren Wände aus den Blattrippen der Raphiapalme durch Verknüpfung mit Bast hergestellt sind und fertig geflochten in den Boden etwas eingelassen, hierauf mit einander verbunden werden. Das Dach wird aus dachziegelartig einander überdeckenden Bananenblattgeflechten hergestellt und überragt nach allen Seiten die Wände um 80 cm. Am Giebel wird eine Art Veranda gebildet, indem das überstehende Dach durch 2 Säulen gestützt wird, welche eine Art von Fetten oder Rähmen tragen, die auf der Oberkante der Langwände aufliegen. Eigenthümlich ist die etwas gewölbte Form der Dachflächen, welche das Dach spitzbogenartig erscheinen lässt. Aus dieser Gestalt ist darauf zu schliessen,

Bakongo (Congo ill.)

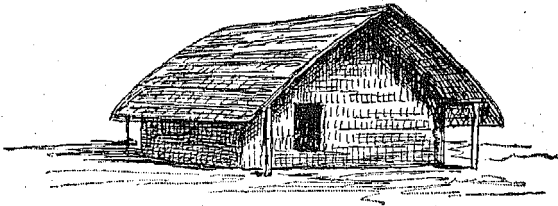


Fig. 39 a.

Bakongo (Baumann).



Fig. 39 b.

dass die Dachflächen in der Neigungsrichtung ein Gerippe von Palmblattschäften haben, welche diese Biegung veranlassen. Die kleine Thüre liegt an der Giebelseite, 30 cm über dem mit Lehmschlag versehenen Boden und kann durch einen Schieber oder Vorsatzhölzer geschlossen werden. Eine Theilung des Innenraumes erfolgt durch Mattenwände. An den Verandastützen und an dem Thürschieber versucht sich die Künstlerhand mit bunten geometrischen Ornamenten (Fig 39 c).

Bakongo-Thür (Baumann).



Fig. 39 c.

Während wir bei den Bakongo, welche zu einem häufigen Wohnungswechsel sich durch geringfügige Umstände gern bewegen lassen, nur diese einfachste Hausform finden, hat sich bei den Bateke und ihren Verwandten, den Wampfunu und Bakuba manches weitere entwickelt. Zunächst hat der Mangel an Licht in den fensterlosen Gebäuden zur Konstruktion offener Hallen, also Dächer auf Säulen, geführt¹⁾ und an den Höfen der grossen Fürsten hat sich das Bedürfniss grosser Räumlichkeiten in der Erbauung grosser Versammlungshäuser von überraschenden

1) Anmerkung. Die Gestalt dieser Dächer ist die der Tupende und lässt darauf schliessen, dass allerdings die Bantu sich bis hieher ausgedehnt haben — die Bakongo können wohl sicher als Bantu angesehen werden — dass also hier eine Berührung und theilweise Verschmelzung beider Rassen vorliegt. Ich erinnere an die abweichende Sprache der Bateke und der Nkimba-Sekte bei den Bakongo.

Dimensionen dokumentirt. Hierhin rechnet die grosse Halle, in welcher Lukengo, der Herrscher der Bakuba, Dr. Wolf Audienz ertheilte. Ihr Dach war kunstvoll aus den Rippen und Fasern der Raphiapalme zusammengesetzt und geflochten, die Halle aber war 50 m lang, 20 m breit und 15 m hoch. Noch grossartiger aber klingt Büttner's Bericht über des Fürsten Muene Putu Palast, einen weiten hallenähnlichen Raum, der wohl im Stande sein mochte, mehr als tausend Menschen zu fassen. Er war auch aus Palmblattmaterial errichtet und im Hintergrunde befanden sich Thüren zu des Königs und seiner Frauen Privatgemächern. Leider geben uns beide Berichterstatter weder eine Skizze noch eine Andeutung über Form und Konstruktion dieser auffallenden Bauten. Es scheint aber, als hätten wir es hier mit Bauwerken zu thun, welche von denen der Mangbattu im wesentlichen nicht abweichen und diese kennen wir durch Professor Schweinfurth. Alles, was Wolf über die Architektur der Bakuba sagt, stimmt merkwürdig mit der der Mangbattu überein: Die Technik im Bau zierlicher Häuschen und mächtiger Hallen scheint ihm die aller sonst von ihm berührten Volksstämme zu übertreffen. An langen Strassen der mit Regelmässigkeit angelegten Ortschaften befinden sich einzelne Häuschen, nur 3—4 m lang, 2 m breit und 2 m hoch neben einander »in europäischem Baustil« (?). Sie haben einen, seltener zwei Räume, eine Thür von 0,50 m im Quadrat und sind ganz aus dem Material der *Raphia vini fera* gefertigt.

Das deutlichste Bild von dieser Architektur werden uns die Mangbattu geben, welche ich deshalb direkt daneben stelle. Die Wohnhütte (Fig. 40) hat sich zu etwas grösserer Geräumig-

Mangbattu (Schweinfurth).

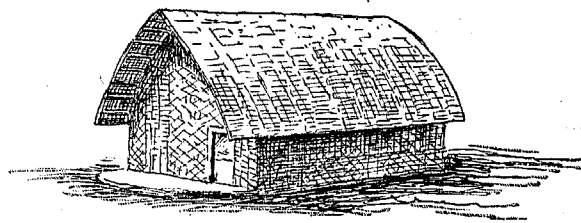


Fig. 40.

keit entwickelt, sie hat 6 m Breite bei 10 m Länge; ihre Wände bestehen aus Raphia-Blattschäften, mit Bananenlaub gefüttert und mit Rindenstücken belegt, jedoch zeigt die Wand nach aussen in regelmässiger Abwechslung Felder von Raphia und von Rindenstücken, welche mit gespaltenem Rotang zusammenge-
näht und mit einem Flechtwerk desselben Materials regel-

mässig übersponnen sind. Ein fester Estrich von gestampfter Thonerde bedeckt im Innern und vor der 1,5 m hohen Thüröffnung den Boden; eine Thür wird durch eine massive Holzplatte gebildet, welche durch in der Querrichtung geführte Nähte gegen Risse geschützt wird. Auch die Dachflächen bestehen aus Blattschäften der Raphia, welche durch Rotang mit einander verbunden werden, und aus einer Polsterung mit Bananenblättern. Im Allgemeinen geschehen die Verbindungen nicht durch Umwickeln und Binden, sondern eigenthümlicher Weise durch Nähen, zu welchem Behufe die Durchlöcherung des Baumaterials sehr regelmässig mit glühenden Spitzen erreicht wird; eine zeitraubende, aber ausserordentlich solide und hübsche Technik. Die Wohnung ist stets in 2 Räume getheilt, deren hinterer als Vorrathskammer dient. Den Beweis von der Transportfähigkeit eines solchen Gebäudes lieferte König Munsu, der mächtige Herrscher der Mangbattu, dadurch, dass er Schweinfurth ein solches zum Geschenk machte und auf den Schultern seiner Leute ihm, in einzelne Theile zerlegt, bis vor seine Behausung bringen liess, wie es in Afrika mit Gastgeschenken üblich ist.

Grossartige Bauwerke waren aber jedenfalls König Munsu's grosse Hallen und Palastbauten (Fig. 41), deren grösster bei

Mangbattu (Schweinfurth).

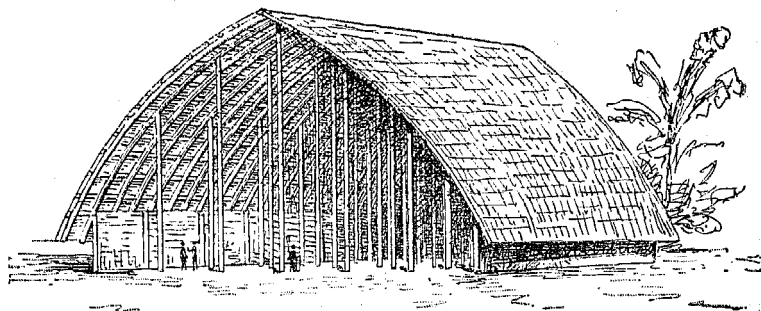


Fig. 41 (1: 500).

50 m Länge und 25 m Breite eine Höhe von 17 m erreichte. Bei Festhaltung der nämlichen Dachform, des Spitzbogens, war natürlich doch eine andere Unterstützung nothwendig, als die beiden Seiten und die eine Giebelwand geben konnten; eine Giebelwand musste nemlich meist offen bleiben, um Licht in den mächtigen Raum zuzulassen. Man half sich also mit einer Anzahl senkrechter Stützen, bis zu 5 Reihen im Innern des hallenartigen Baues. In regelmässiger Anordnung bildete man durch Verbindung bogenförmiger Sparren mit je 5 Zwischenstützen

Bindergespärre, zwischen welchen eine Anzahl Leergespärre angeordnet war. Ueber den Sparren lagen Fellen aus Balkenholz und hierauf ruhte die aus Raphiablattschäften hergestellte Dachbedeckung. Die Konstruktion ist aus Schweinfurth's und Junker's Skizzen hergeleitet und mag nicht ganz richtig sein, da beide Forscher nicht Techniker sind und ihre Skizzen durch die Hand des Zeichners noch manches Falsche erhalten haben mögen. Eins steht aber fest, dass nämlich jeglicher Querverband und Dreiecksverband fehlt und trotzdem mit dieser merkwürdigen Konstruktion Bauten von einer solchen Festigkeit hergestellt wurden, dass sie — und man denke hiebei an die mächtige dem Winde gebotene Fläche, namentlich der an einem Giebel offenen Hallen — selbst dem fürchterlichsten Toben der tropischen orkanartigen Stürme Widerstand leisteten. Mag dazu die Elastizität des Materials auch sehr viel beitragen, erklärlich ist es nur aus einer ausserordentlichen Festigkeit und Akuratesse der Verbände und dies sind auch hier nirgends Zimmerverbände, sondern in der Hauptsache Nähte, hie und da wohl Holznägel und Bänder. Merkwürdig bleibt es immer, dass keiner der Baumeister auf die Idee verfiel, die mächtig hohen Stützen irgendwie durch ein horizontal angebrachtes Holz und Kreuzlatten zu verbinden. Aber es ist daraus deutlich ersichtlich, dass überall, wo wir bei dem Neger die Anordnung eines Bodenraumes unter dem Dache durch Einschieben einer horizontalen Decke zwischen Wand und Gespärre finden, dies mit dem Zweck unserer Dachbalkenlage, gegen den Schub des Daches zu wirken, gar nichts zu thun hat; sie ist reine Raumtheilung, und wo das Dach einer Unterstützung bedarf, geschieht es stets mittelst der senkrechten Säule.

Die Geschicklichkeit und Erfindungsgabe der Mangbattu-Architekten wagte sich aber mit denselben einfachen Mitteln an die Lösung auch anderer, viel komplizirterer Aufgaben. Emin Pascha fand bei einem anderen Fürsten dieses Volkes eine Versammlungshalle, welche, ganz abweichend von dem sonst gebräuchlichen rechteckigen Grundriss, kreisrund war und ein halbkugelförmiges Kuppeldach hatte, getragen von etwa 50 Holzsäulen. Sie bot für etwa 400 Menschen Raum und scheint eine Uebertragung des Mangbattu-Baustils auf die bei den benachbarten Niloten kennen gelernte runde Grundrissform zu sein. Uebernahmen sie doch auch die runde, spitzkonisch bedachte Kochhütte (Fig. 42 S. 60), die ihnen praktischer scheinen mochte, von den A-Sandé, allerdings mit einer weiteren Entwickelung zu einer ausserordentlich zierlichen Form. In diesem Falle übernahmen sie aber voll Verständniss das ganze Konstruktionsprinzip sammt Lehmmauern, Gespärre und Dachstützen. Näheres über den erwähnten Kuppelbau ist uns leider nicht bekannt;

doch genügt diese Notiz, um uns einen Begriff von der Geschicklichkeit und dem praktischen Verständniss dieses Volkes zu geben, welches einer solchen Kühnheit der Konzeption und Präzision der Ausführung fähig ist, ohne doch irgend ein Vorbild solcher Bauten gesehen zu haben.

Mangbattu (Schweinf.).

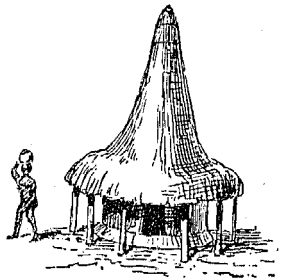


Fig. 42.

Aus diesen umfangreichen Bauwerken entnehmen wir ebenso, wie aus den zahlreichen Sonnendächern — Pultdächer auf freistehenden Säulen —, dass den Mangbattu sowohl Sparren und Fetten, als auch Säulen wohl bekannt und ihre Anwendung viel verbreitet war. Trotzdem blieben sie in ihrem Wohnhaus — selbst bei den wesentlich grösseren Dimensionen — bei dem nationalen Baustil stehen, den man füglich als Kartenhaus-Stil bezeichnen könnte. Gleiches sehen wir bei den bereits besprochenen Bakuba, wie uns die von Bateman gefundenen Fischerhäuser (Fig. 43) zeigen. Ein Bantu würde diese auf

Shammatuka (Bateman).

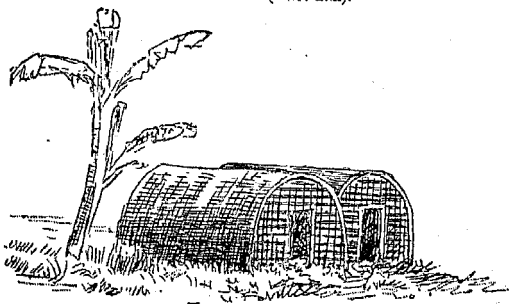


Fig. 43.

rechteckigem Grundriss ohne Wand hergestellten Hütten in der Weise wie Fig. 8 (Marutse) so konstruirt haben, dass er ein tonnen- oder satteldachförmiges Gespär aus Ruthen oder

sonstigem Material in dem Erdboden befestigt, hierauf Latten und Decke aufgebracht hätte. Nicht so der M-Kuba. Er fertigt aus Stengeln und Blättern des kriechenden Bambus, welchen er vorfindet, eine geflochtene Tafel, biegt diese im Halbkreis und befestigt die Enden in der Erde. Die Giebelseiten werden in derselben Weise durch Flechtwerk geschlossen.

Denselben Kartenhaus-Stil schildert ein Berichterstatter des Congo illustré für die Aequatorgegend, also die Balolo: Gerade Strassen von 6 m Breite bilden die Ortschaften; sie laufen dem Flussufer parallel und sind beiderseits mit kleinen Häusern besetzt, welche in Gehöften von 5 bis 20 zusammenstehend mit dicht bepflanzten Gärten abwechseln. Die Hütte hat 8 m Länge, 2,50 m Breite und Manneshöhe, die Langwände nur 1 m Höhe. Dach und Wände sind ganz aus Palmblattmaterial hergestellt und die 6 Tafeln, welche das Häuschen bilden, mit Rohr zusammen gebunden. Mit grösster Leichtigkeit sind sie aus einander zu nehmen und wieder zusammen zu setzen. Genau der Baustil der Mangbattu, und er weist mit Bestimmtheit auf eine Verwandtschaft beider Stämme hin, mögen auch Räume von 800—1000 km sie trennen. Es sei hier nebenbei noch erwähnt, dass schon Schweinfurth, der Erste, der die Mangbattu kennen lernte, auf die Wahrscheinlichkeit ihrer Verwandtschaft mit den Stämmen der Westküste aufmerksam machte. Das gemeinsame Ursprungscentrum ist jedenfalls dort zu suchen.

Es ist noch eine konstruktive Eigenthümlichkeit zu erwähnen, welche bei einigen, meist zersplitterten kleinen Stämmen dieser Völkergruppe sich findet, nämlich die Anlage der Thüre hoch über dem Fussboden — mit einer einzigen Ausnahme — in der Giebelwand, in welcher der Zugang bei der ganzen Gruppe mit Vorliebe angeordnet scheint. Solche Fensterthüren sind bis jetzt bei den Bajansi, am Kassai und Tschuapalauf gefunden worden und merkwürdiger Weise liegen sie, je weiter den Fluss hinauf, desto höher, nämlich 2 und nahezu 3 m über dem Erdboden. Möglich, dass hier die Trümmer eines einzigen Volksstammes vorliegen, die durch die Verschiebungen der Nachbarn auseinander gedrängt, mit anderen Theilen anderer Stämme bunt durch einander wohnen. Wenig ist noch dieser Bezirk über die Flussufer hinaus erforscht, aber auffallend ist im nächsten Gebiet des Flusses der Wechsel der verschiedensten Menschen- und Architekturtypen. Ist doch auch, wie früher erwähnt, die Baluba-Hütte bis hierher vorgedrungen. Der Kassai ist die erste Barriere, welche den süd-nördlichen Bantu-Einwanderungen entgegentrat, er ist der natürliche Weg für die von Südost vorgehenden Baluba und

nicht weniger für die von der Küste kommenden Träger des Satteldachstils. Es erscheint daher erklärlich, dass wir hier

alle verschiedenen Hüttenkonstruktionen wild durcheinander antreffen. So fand Bateman ebenso wie Wissmann bei den Wabuma-Bangula eine merkwürdig hohe Form der Hütten (F. 44) die Thüre 2,80 m über dem Fussboden gelegen und einen Auftritt in halber Höhe davor angebracht, um diesen Eingang erreichen zu

Wabuma-Bangula (Bateman).

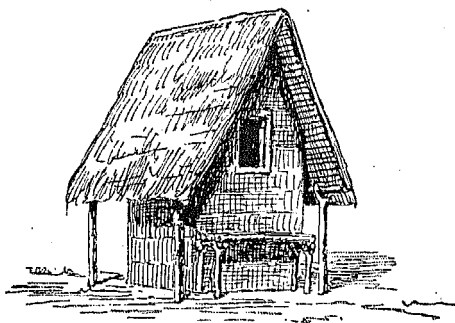


Fig. 44.

können. Das sehr steile, verandaartig über die Giebel übergebauter Dach wurde wie bei den Bakongo durch Säulen gestützt. Weiter aufwärts am Fluss bauen die Bangodi kleine Hütten (Fig. 45)

aus Palm-Material, welche bei 2,3 m Länge, 1,8 m Breite und 3 m Höhe im Innern sogar noch eine Theilungswand haben sollen, während die Dachtraufe 1 m über die Wandflächen hinausragt (die Dimensionen können kaum richtig sein, auch stimmt die von Wissmann-Wolf gegebene

Bangodi (Wissmann).



Fig. 45.

Skizze nicht damit überein). Auch hier liegt die Fensterthür sehr hoch, 2 m über Boden und ist ihr eine Plattform vorgebaut. Nach v. François findet sich diese Eigenthümlichkeit auch bei den Dulingo am oberen Tschuapa. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass diese Konstruktion einem sesshaften Volke seinen Ursprung verdanken mag, das eines Schutzes gegen feindliche Ueberraschungen und räuberische Einfälle in besonderem Grade bedurfte.

Zur Vervollständigung des Bildes von der westlichen Gruppe der Satteldachhütten ist noch die Skizze eines aus Palmblattmaterial erbauten Häuschens der Batende (Fig. 46) hinzu-

See Leopold II (Congo ill.). — Fig. 46.



gefügt, welches die Anordnung der Thüre in der Langseite zeigt, wie sie nur wenig gebräuchlich zu sein scheint in diesem ganzen Gebiet, und endlich eine Halle der Marundscha (Kongo-Bogen, Fig. 67), welche in eigenartiger Weise den

Marundscha (Baumann).

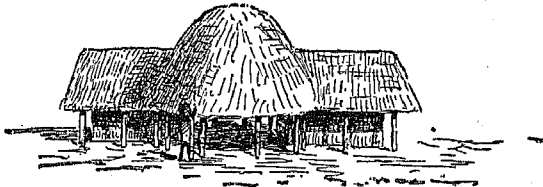


Fig. 67.

Kuppelbau, wie ihn nur die Mangbattu uns kennen lehrten, mit dem Satteldachbau verbindet.

Durchweg finden wir die Thüranlage in der Langseite bei der östlichen Gruppe, deren Bauweise sich charakterisirt durch die grundsätzliche Entwicklung langer breiter Strassen, zu deren Seite die Häuser einzeln, mit der Langseite derselben zugewendet, oder in langer zusammenhängender Reihe erbaut sind, während in Mitten der Strassen sich die öffentlichen baulichen Anlagen, vor Allem aber die Versammlungshallen befinden. Die Häuser sind aus Lehmwänden, die Dächer aus Sparren, Latten und Flechtwerk, bisweilen mit Lehmbeschlag hergestellt. Auch hier ist also die senkrechte Wand nicht aus Stützen zusammengesetzt wie bei den Bantu, und bei der Dachdeckung spielt trotz des entwickelten Dachgerüsts das Flechtwerk noch seine Rolle.

Südlich des mächtigen, centralafrikanischen Urwaldes, welcher einen grossen Theil dieses Gebietes ausfüllt, wohnen die Manjema. In den südlichen Waldbezirk sind die Waregga-Stämme eingedrungen, wahrscheinlich ein Nigritier-Stamm, der über den Albert-See hinaus bis hierher sich vorschob. Von Nordwesten kamen die Wasongora- und Lukerëu-Stämme an den Wald heran und scheinen hier theils nach Osten, theils nach Süden dem Kongo folgend, vorgedrungen zu sein. Unklar sind hier noch viele Verhältnisse und über die Verwandtschaftsgrade dieser Völkergruppen ist hier noch kein bestimmtes Urtheil zu gewinnen. Der Baustil ist im Princip aller derselbe, wenngleich sie in Einzelheiten vielfach von einander abweichen.

Die Manjema, welche sich unter anderem auch durch die den Bantu eigenthümliche Zahnmode vor den übrigen Stämmen unterscheiden, bauen niedrige, einzelstehende, flach-

Manjema (Cameron).

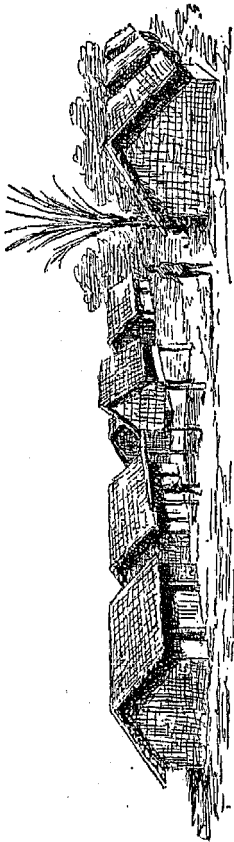


Fig. 47.

gedeckte Häuser mit hohen Thüren (Fig. 47) und theilen sie in zwei oder mehr Zimmer. Die Waregga legen ihre Strassen in 50 bis 275 m langen zusammenhängenden Reihen an; die Gebäude sind niedrig, flachgedeckt, die Thüren aber nur 60 cm grosse quadratische Oeffnungen, ca. 45 cm über dem Fussboden eingeschnitten. Unter dem Dach scheinen sie eine horizontale Decke einzuschieben, um Vorrathsräume zu

gewinnen. Die Wasongora zwischen Sankurru und Lualaba nähern sich am meisten der Bauweise der Westgruppe. Sie bauen meist hohe, geräumige Häuser (die Bakoto bis zu 8 m Höhe) mit über mannshohen Thüren und mit Ausnutzung des höheren Dachraumes. Zum Theil haben sie hier hängende Gestelle angebracht, zum Theil aber eine vollständige Decke hergestellt und dadurch gute Vorrathsräume erhalten. Die Häuser sind in mehrere Räume (Schlaf-, Koch- und wohl auch Vor-Räume) getheilt, wohnlich und sauber eingerichtet, zum Theil (bei den Wakussu) mit einem ungewöhnlichen Luxus, mit einer Wandverkleidung durch Strohmatte ausgestattet. Am Kongo be-

geggen wir vielfach einer Annäherung an den Stil der Westgruppe, indem Palm-Material zum Bau der Wände benutzt wird, auch die Ortschaften wohl in patriarchalischer Weise nur aus wenigen Häusern einer einzigen Familie bestehen.

Gehen wir aber den Aruwimi hinauf, so stossen wir zuerst auf Einzelgehöfte, zur Vertheidigung eingeschlossen in starke Pallisadirungen, in den volkreichen Ortschaften der oberen waldfreien Gebiete finden wir aber die langen Strassen, 10—20 m breit, wieder, an welche sich die Satteldachgebäude in zusammenhängender Reihe bis zu mehreren hundert Meter Länge beiderseits anschliessen. Die weit ausladenden Dächer erheben sich 3 m über den Fussboden, erreichen in der First 3,76 m und an der Hinterwand 3,16 m bei einer Gebäudetiefe von ca. 3 m. Ein besonderes Kunstwerk bildet die Thürumrahmung

der Häuptlingswohnungen, welche aus einer einzigen Hochplatte von 1,80 m Höhe, 1,25 m Breite und 5 cm Stärke gebildet wird, indem man die Thür darin ausschneidet und mit Rautenschnitzerei umgibt.

Es erübrigt noch die Baschilange und Bangala mit einem Wort zu erwähnen. Erstere, nachweisbar durch Baluba-Einwanderung zu einem Mischvolk geworden, welches dadurch unser besonderes Interesse erweckt, dass durch die Einführung des Hanfrauchens dem Fürsten gelang, seine wilde Natur zu zähmen, haben nichtsdestoweniger den Satteldach-Baustil (s. Fig. 66). Sollten etwa die ersten Einwohner vor der Baluba-Einwanderung zur Rasse der Satteldacherbauer gehört haben? Die Bauweise ist jedenfalls eine wunderbare Mischung aus den verschiedenen Konstruktionsarten. Die Wände der rechteckigen Hütte werden nämlich in echter Bantu-Manier aus Schilf gebildet und innen und aussen mit Lehm beworfen, als Stützen kommen hier aber ausserdem auch stärkere Hölzer zur Verwendung, ebenso wie bei den Marutse, denn Pogge erwähnt ausdrücklich, dass die Männer das Holz zum Hausbau fällen und zurichten, während die Frauen den Lehmewurf besorgen. Die Wände sind 1,8, das Dach 1 m hoch, der Fussboden mit Lehmschlag befestigt und unter dem Dach oft eine Decke aus Palmschäften eingeschoben. Das Dach wird von den Männern aufgesetzt, geradeso wie bei den Marutse und wahrscheinlich bei allen nördlichen Bantu, welche Häuser mit Wänden erbauen. Mir scheint dieses Gebäude eine richtige Kombination der beiden aus dem Süden und von der Küste kommenden Baustile zu sein. Ganz Bantu-Art ist die Versammlungshalle, welche aus einem riesigen Kegeldach mit einer im Kreis gestellten Säulenreihe gebildet wird.

Schliesslich sind die Bangala (und Maiakalla) zu erwähnen, welche als Nachkommen der Jaga-Horden ursprünglich, aus den Kalunda hervorgegangen, jedenfalls reines Bantublut in den Adern hatten. Es ist nicht auffallend, dass dieser Volksstamm den Satteldachstil angenommen hat, denn bei seinen Jahrhunderte dauernden Kriegen und Raubzügen in den westlichen Gebieten mag er mit der starken Blutmischung auch Fertigkeiten und Lebensweise, so auch den Baustil von den Bakongo übernommen haben.

D. Die Sudan-Bauten.

Wir fanden bei den Bantu-Bauten das Prinzip, den Raumbau auf die Aufstellung eines tektonischen Gerüstes — Einzelstützen und Dachgespär — zu basiren und den Raumabschluss durch Ausfüllen der Zwischenräume und Ueberdecken derselben zu gewinnen. Dagegen liess die Eigenart des Satteldach-Stils sich darin erkennen, dass die raumeinschliessenden Flächen als einheitliche Konstruktionstheile erzeugt, auf den mit Lehmbeschlag geebneten und befestigten Boden aufgestellt und miteinander verbunden werden. Nun sehen wir bei einem Theil der Sudan-Völker, nämlich bei den Niloten, welche das ganze Gebiet des Bahr-el-Djebel und des Bahr-el-Ghasal bis zur Wasserscheide hinauf bewohnen, merkwürdiger Weise ein Konstruktions-Prinzip, welches jene beiden Systeme mit einander zu vereinigen scheint. Ihre Bauwerke besitzen nämlich deutlich ausgebildet ein tektonisches Gerüst, und von diesem lösgelöst die reine, abschliessende Wand, beide neben einander gestellt im normalen Wohnhause.

Der Grundriss ist wieder durchweg der kreisförmige und die Gebäude haben daher auf den ersten Blick eine grosse Aehnlichkeit mit den cylindrisch-konischen Hütten der Bantu. Jedoch erkennen wir sofort den grossen Unterschied, wenn wir die Wände des vollkommensten cylindrischen Bantu-Gebäudes (s. Fig. 7), des mit concentrischen Umfassungen, gegenüber denen der Sudaner untersuchen. Im Innern des Bantu-Hauses steht wie eine dicke hohle Säule der Innenbau, ihn umgibt ein Kreis von Stützen, deren Zwischenräume ausgefüllt sind, also ein tektonisches Gerüst einzelner tragender Säulen, zum Raumabschluss, zur Wand durch anderes Material vervollständigt und dem Auge durch Bedeckung mit Mörtel entzogen. Der dritte Kreis, von Säulen gebildet, trägt nicht das Dach, sondern nur die überstehenden Enden der Sparren, wie früher nachgewiesen wurde. Sehen wir dagegen eine Sudan-Hütte an, wie z. B. die der Golo (Fig. 48 a und b S. 67). Im Centrum steht eine Stange, in den Boden eingelassen. Sie entspricht

der hohlen Säule des Bantu-Baues, sie trägt die an ihr befestigten Sparren im gemeinsamen Mittelpunkt. Das andere Ende derselben wird aber durch eine Pfahlreihe getragen, welche den äussersten Ring bildet, und die Gabelungen dieser Stützen ermöglichen es, hier eine feste Verbindung ohne Zimmerverband zu erzielen; ja, diese Verbindung gestattet sogar, die Sparrstangen zwischen beiden befestigten Enden in eine gekrümmte Gestalt zu zwingen. Nehmen wir die reifförmigen Latten hinzu,

Golo (Schweinfurth).

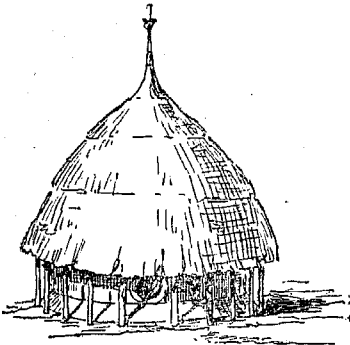


Fig. 48a.

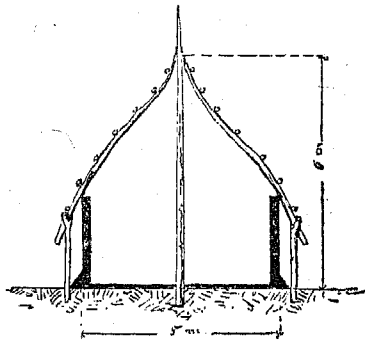


Fig. 48b.

so ist das tektonische Gerüst fertig. Nun benutzt aber der Sudaner die Stützenreihe nicht zur Bildung der Wand, sondern er stellt diese als einen kleinen concentrischen Ring selbstständig hinter die Säulen; sie hat absolut nichts zu tragen, sie ist nur zum Zweck des Raumabschlusses vorhanden. In dieser ganz selbständigen Wand, welche meist aus Lehm erbaut wird, liegt der grosse konstruktive Unterschied der Bantu- und der Sudan-Bauten. Es wird vielfach die Mauer von der Stützenreihe soweit abgerückt, dass eine nutzbare schattige Veranda entsteht; dass aber nicht diese Veranda der erste Gedanke und ihr zu Liebe etwa die stützenden Säulen angeordnet wurden (wie bei den Marutse), sondern dass aus den vorhandenen Baugliedern sich die Veranda erst entwickelte, zeigt gerade das Beispiel der Golo-Hütte, deren Mauer so nahe hinter den Säulen steht, dass nur der geböschte Fuss derselben dahinter noch Platz hat, dass also ein nutzbarer Veranda-Raum gar nicht entsteht. Ganz ähnlich bei dem einen Beispiel der Bongo-Hütten (Fig. 49 S. 68), woselbst die diesem Stamm eigenthümliche, aus Flechtwerk hergestellte Wand dicht hinter den Säulen steht, während das zweite Beispiel (Fig. 50 S. 68) die Bildung

eines schmalen schattigen Umganges durch Zurückrücken der Wand vor Augen führt.

Bongo (Schweinfurth).

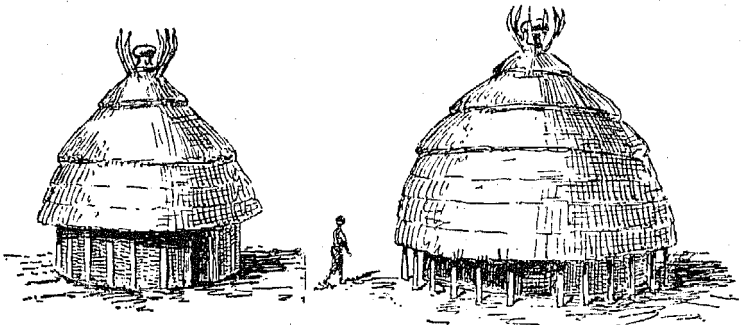


Fig. 49.

Fig. 50.

Eine Abweichung von diesem Prinzip scheint auf den ersten Blick bei den Dinka (Fig. 51 a und S. 69 Fig. 51 b) vorzu-

Dinka (Schweinfurth).



Fig. 51 a.

liegen. Sie haben in dem angeführten Beispiel gar keine Säulenreihe ausserhalb der Ringwand. Sie haben sich auf eine andere, und zwar ebenso kühne als primitive Art zu helfen gewusst. Die Mauer trägt auch bei ihnen nicht, wie aus einem Blick auf den Durchschnitt hervorgeht, sondern einzig und allein ein in Mitten der Hütte eingegrabener grosser Baum mit sehr zahlreichen Aesten. Mit den Astspitzen sind die Sparrstangen verbunden, durch die Reiflatten dann in ihre Glockenform gezwungen und

legen sich mit den unteren Enden flach gegen die Mauerkrone, welche nicht trägt, aber vielleicht den bis zu 12 m Durchmesser gespannten Dachhauben einigen Halt gegen Schwankungen und Winddruck geben mag. Aber auch die Dinka haben, namentlich bei den südlicheren Stämmen, vielfach die Reihe senkrecht tragender Veranda-Stützen angenommen und die Lehm-mauer innerhalb weiter zurückgezogen.

Wenden wir uns aber nun vom Nil nach Westen, so stossen wir beim Ueberschreiten der Wasserscheide auf einen

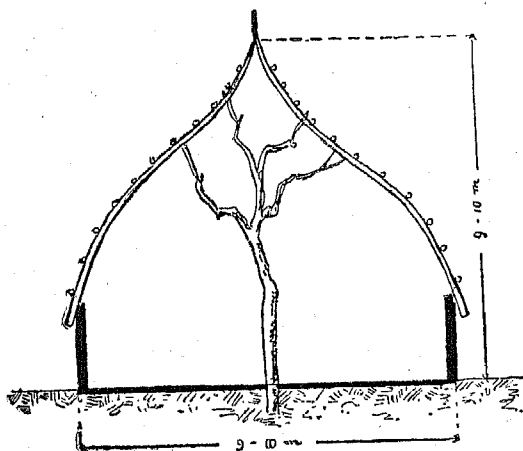


Fig. 51 b.

ungemein weit ausgebreiteten Volksstamm — seine westlichen Grenzen sind noch kaum festzustellen, da auch die Bandjia-Banda und Andere ihm anzugehören scheinen — nämlich die A-Sandé oder Niamniam. Sie bilden bezüglich ihrer Bauweise den Uebergang zu den westlichen Sudanern: denn bei ihnen finden wir nicht allein die Hüttenform der Niloten mit Stützpfählen, sondern neben dieser auch eine andere (Fig. 52 S. 70), welche dieselben ganz entbehren und die Lehm-mauer zum Dachträger machen. Diese auf gänzlich abweichendem Prinzip beruhende Form unterstützt auf das lebhafteste die Vermuthung Schweinfurths, dass die A-Sandé von der Westküste stammen. Je mehr wir uns nämlich derselben nähern, desto ausgeprägter tritt uns das Lehmhaus entgegen und charakteristisch ist hiebei, dass zunächst das Dach als ein Geflecht von Rohr sich der ringförmigen Lehm-mauer beifügt, weiterhin aber auch die Lehm-mauer mehr verdrängt wird und an ihre Stelle eine ebenfalls geflochtene kreisrunde Wand tritt, bis endlich nahe der Küste der reine Stil der Satteldach-Häuser zu Tage tritt. Es will hiernach also

den Anschein haben, als wenn zwei Rassen mit verschiedenen, auf verschiedenes Baumaterial basirten, Konstruktions-Prinzipien sich hier beeinflusst hätten, die eine vom Nil, die andere von der Westküste ausgehend. An der weiten Wanderung der A-Sandé — nachweisbar ist noch ihre letzte östliche Schiebung vom Mbomu in ihre jetzigen Sitze — ist zu erkennen, wie diese Rassen sich in grossen Massen durchdrangen, in den eroberten Gebieten die eingessenen Stämme zerstückten und zum Theil in sich aufgehen liessen, wie sie hiebei ihren Baustil wohl mit sich nahmen, aber auf der Wanderung ihn den veränderten Verhältnissen anzupassen strebten und auch die Formen und Prinzipien der Unterworfenen anzunehmen sich nicht scheuten. Im westlichen Sudan trat hierzu eine unverkennbare Beeinflussung durch den Islam und die von Norden allmählich andringenden und ihren Glauben auf alle jene grossen Staaten übertragenden Träger desselben. Die mohammedanischen Bauten, welche vielen der sudanischen Städte den arabischen Stempel aufprägen, fallen ausserhalb des Rahmens unserer Aufgabe. Der Einfluss derselben mag sich immerhin auch in der Verdrängung der geflochtenen Wand durch die massive Lehmmauer geltend gemacht haben. Jedoch möchte es unmöglich sein, die Grenzen dieser verschiedenen Beeinflussungen jemals zu bestimmen.

A-Sandé (Schweinfurth).

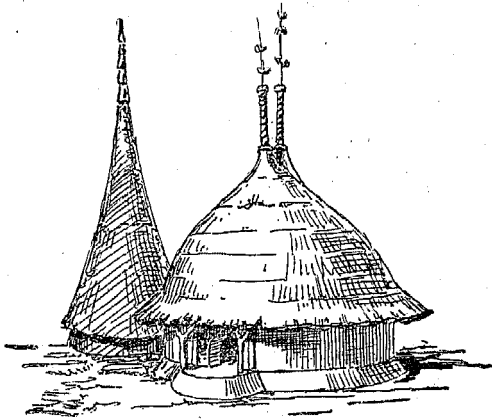


Fig. 53.

Fig. 52.

Ganz autochthon erscheinen uns die Bauten der östlichen Sudaner und desshalb seien noch einige Bemerkungen über diese beigefügt. Zwei Stoffe sind es vor allem, welche ihnen beim Bau zur Verfügung standen, Holz und Lehm, ersteres hauptsächlich in schwachen Stärken, weshalb die Flechttechnik

sich entwickelte, letzterer durch seine Plasticität anregend zur Entwicklung des Formsinns. Die Biegsamkeit der dünnen Sparrstangen, die Combinationen in der Verbindung mit einander im Dachscheitelpunkt, geben Veranlassung, die Fantasie in Gestaltung der verschiedensten Dachformen zu üben von der Kugelform der Schilluk und den Glockendächern der Nuer bis zu den spitzausgezogenen Küchenbedachungen der A-Sandé (Fig. 53 S. 70) und den Lichthütchen ähnelnden Kegeln der Lattuka. Sogar die Kugelhütte findet stellenweise ihre Anwendung, wie bei den Kredj (Fig. 54). Interessant ist die neue Gestalt, welche die Mangbattu der spitzen Kochhütte (s. Fig. 42) zu geben verstanden, indem sie ihr die Verandastützen der Niloten wieder anfügten, offenbar um den Comfort und die Schönheit der Form zu steigern. Einen Beweis für die höher entwickelte Kultur der A-Sandé, sowie der Mangbattu liefert übrigens diese Abzweigung des Küchenraums von der Wohnhütte.

Kredj (Schweinfurth).

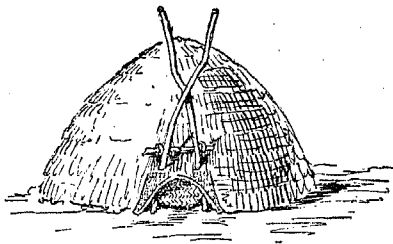


Fig. 54.

Man vergegenwärtige sich die Annehmlichkeiten, welche der Aufenthalt in einer afrikanischen Wohnhütte bei geschlossener Thür bietet, wenn der Rauch keinen Abzug findet und — des draussen heulenden Sturmes und brausenden Regens oder der Nacht wegen — auch das liebe kleine Gethier, Hühner und Ziegen den beschränkten Raum mit der Familie theilen. Man wird dann die Vorzüge der durch eine Scheidewand getheilten Satteldachhütten des Westküstenstils würdigen und es verstehen, dass die A-Sandé, als sie die Kegelhütten wohl oder übel auf ihrer Wanderung nach Osten — die Palmen, das Baumaterial fehlte für die Kartenblatthäuser — sich aneignen mussten, zu einer Trennung der Räume in Gestalt zweier gesonderter Bauwerke griffen. Mit gutem Geschick gaben sie der Kochhütte eine möglichst hohe, spitze Form, um dem Rauch einen Abzug durch die — wahrscheinlich durchlöcherter — Spitze zu geben, der erste Versuch eines afrikanischen Schornsteins. So wie die Mangbattu neben ihren Satteldachhäusern auch diese Küchen übernahmen, führten übrigens diejenigen Sandé-Stämme, welche bis zum palmen geschmückten Süden des Mangbattu-Landes vordrangen, auch die Bauweise der Satteldächer wieder ein, wenigstens in der Form der grossen Versammlungshallen. Auf die hübsche Ausgestaltung der Dachspitze und die passende Hervorhebung des Einganges sei hier aufmerksam gemacht, welche bei den A-Sandé

sich findet, und nebenbei die eigenartige Eingangsentwicklung der Dinka erwähnt, welche wahrscheinlich auf defensorische Motive zurückzuführen ist.

Wir finden bei vielen der Nilotenstämme und bei den A-Sandó einen auffallend entwickelten Kunstsinn. Im Allgemeinen habe ich mir versagen müssen, auf den bei Industrie-Erzeugnissen von vielen Afrikanern bewiesenen Schönheitssinn aufmerksam zu machen. Bei den Niloten kommt er aber bei einem Theil ihrer Bauwerke ganz besonders zur Sprache, das sind die Knabenhäuser und Getreidespeicher. Erstere, ein Komfort, welchen sich neben anderen Stämmen die Ssere (Fig. 55) und die A-Sandó (Fig. 56) gestatten, sind kleine, ganz aus Thon

Ssere (Schweinfurth).

A-Sandó (Schweinfurth.)

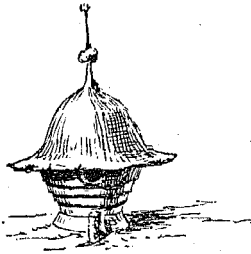


Fig. 55.

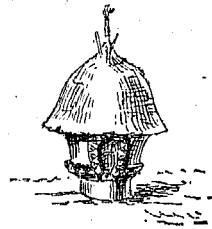


Fig. 56.

hergestellte, becherförmige Gebäude mit glockenartigem Strohdach, welche den Knaben als Schlafraum dienen. Die Gestalt ist aus dem Bestreben hervorgegangen, den Eingang hoch zu legen und unzugänglich für Thiere zu machen. Wie auch bei den ohne Formscheibe in tadellosester Rundung hergestellten Thongefäßen bewunderten alle Forscher die vollendet ausgeführte Form dieser Thongebäude, welche auf das geschickteste profilirt und mit Ornamenten versehen werden. Nicht minder zierlich gearbeitet und mit Geschmack profilirt sind die Kornspeicher (Fig. 57—60), welche

Golo (Schweinf.)

Ssere (Schweinf.)

A-Sandó (Schweinfurth.)



Fig. 57.



Fig. 58.

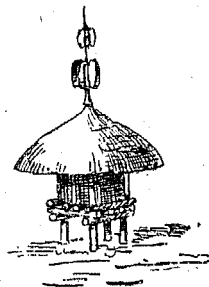


Fig. 59.



Fig. 60.

in verschiedenster Gestalt ausgeführt werden, stets erhöht zum Schutz gegen Feldthiere, auf einem Pfahlunterbau, oder auf einem Einzelpfahl stehend, der oft durch Nebenpfähle gestützt wird. Man beachte, wie passend und richtig die in den Skizzen angedeuteten Gliederungen angebracht sind. Die Deckel sind dachförmig, lose aufgelegt.

Bei den Sudan-Völkern beobachten wir ein entschiedenes Vordringen in südlicher Richtung und die A-Sandé, wie die Mangbattu — erstere sind mit Sudanern offenbar schon stark vermischt — schliessen sich ihnen hierbei an. Im Westen treffen wir die Vortruppen dieser wandernden Volksmasse im Hinterlande von Kamerun, wo wir das allmähliche Verdrängen, das Bekriegen und Unterwerfen bezw. das Wegdrängen der ansässigen Stämme genau beobachten können. Und ihren Baustil bringen sie hier mit. In Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren das Satteldach herrschte, stehen jetzt lauter Kegelhütten mit Lehmmauern und selbst die tributpflichtig gemachten, nicht verdrängten Stämme werden gezwungen, ihre altgewohnten und bequemeren Häuser gegen den Baustil der mächtigeren Eindringlinge umzutauschen.

So scheint es auf der ganzen Linie zu gehen. Vielleicht erfolgen die Bewegungen, welche einzelne nördliche Stämme des Kongogebietes nach Süden ausgeführt haben und wiederholen, nur unter dem Druck der Sudan-Stämme und so dringt jener Baustil auch in das Kongogebiet ein, vielleicht zuerst nur in kleinen Enklaven, dann immer mehr sich ausbreitend, als dritter, wie es scheint stärkerer Bewerber um das Kongogebiet neben dem Bantu- und neben dem Satteldachstil. Zu diesen Vorposten der Sudaner gehört zweifelsohne die Hüttenform, (Fig. 61), welche Stanley in Yambuga am Aruwimi fand (am unteren Theil dieses Flusses scheinen auch andere Zeichen auf sudanische Einflüsse hinzuweisen). Er schildert sie als hohe spitze Kegel mit einem unteren Durchmesser zwischen den niedrigen senkrechten Wänden von 1,50 m, einer Ansammlung von Lichthütchen vergleichbar. Congo illustré bringt nun eine Photographie solcher Hütten und danach sind sie denn doch nicht so unbewohnbar eng, wie Stanley sie angiebt, ungefähr 4 m bei 6 m Höhe, aber immerhin von auffallender Gestalt. Stanley passirt es öfter, dass er derartige kleine Uebertreibungen

Basoko (Congo ill.)

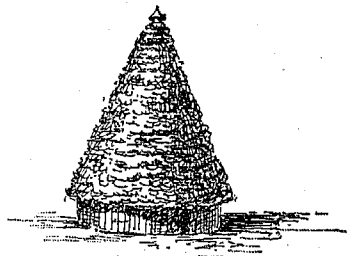


Fig. 61.

sich zu schulden kommen lässt. Die Wände sollen aus Lehm bestehen, nach der Abbildung scheinen es aber Holzpfähle zu sein. Vielleicht kommt beides vor. Zur Dachbedeckung ist origineller Weise, wohl in Ermangelung von Stroh und Gras, aufeinander geschichtetes Laub verwendet.

Am Albert-Njansa erreichten die Niloten — nämlich der Stamm der Schilluk — zweifelsohne das Seengebiet und liessen sich hier unter dem Namen der Luri, Scheffalu und Schuli nieder. Sie gewannen hier Einfluss auf Uganda, Unjoro und die Küstenstrecke westlich des Albert-Sees. Von Süden drangen, wie wir früher gesehen haben, die Bantu — ebenfalls Cylinder-Kegel-Hütten — bis hieher vor und von Westen die Wasongora, die Träger der Satteldachhütten. Eingeborene waren aber in der Waldregion die Pygmäen und zwischen den Seen die mit Wahuma vermischten Kugelhütten-Bantu. In diesem Gebiet, wo ein solches Gemisch verschiedenster Rassen entstand, waren die gegenseitigen Beeinflussungen selbstredend und es ist schwer zu entscheiden, welchem der Baustile dieses und jenes Bauwerk angehören mag. Alle sind sie in der Nähe des Albert- und Albert-Edward-Sees auf verhältnissmässig kleinem Raum vertreten und so auch die cylinderkonische Hütte. Meist aber sind die Wände hier, in der walddreichen Gegend, als starke Pfahlreihen erbaut, die Sparren der Dachgerüste mit Gras ge-

deckt, so bei einem geräumigen Haus, welches Stanley als Typus am Semliki schildert (Fig. 62), so auch bei den Wambuba-Häusern, (Fig. 63) deren Versammlungshallen ein erwähnenswerthes neues Motiv enthalten. Die das Dach tragenden Säulen sind nämlich mit breiten Zwischenräumen zu einer Art Bündelpfeilern vereinigt und durch Rundbogen mit einander verbunden, welche in das Dach eingeschnitten werden. Hier ist nothwendiger Weise eine

Semliki (Stanley).

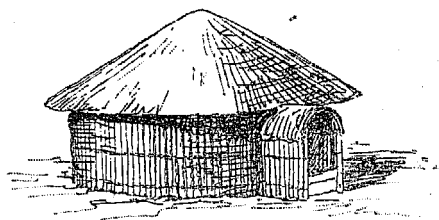


Fig. 62.

Wambuba (Stuhlmann).

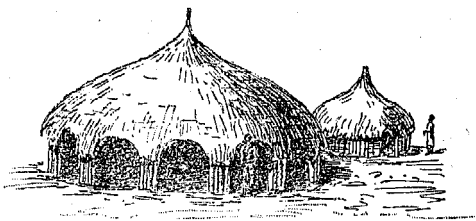


Fig. 63.

Art ringförmigen verbindenden Rahmholzes oder Architravs auf den (gegabelten) Köpfen der Säulen vorauszusetzen, welches den Sparren als Auflager dient. Leider giebt Stuhlmann, der sonst ausserordentlich gewissenhaft ist in Mittheilung auch konstruktiver Einzelheiten, hierüber keinen Aufschluss. Bei dem Vergleich mit den benachbarten Uganda-Gebäuden wird man aber wohl annehmen können, dass, dieser Voraussetzung entsprechend, die Konstruktion von letzteren übernommen ist.

Eine weitere Entwicklung des Konde-Baustils (sie wohnen am Nordende des Nyassa-Sees) möchte man beinahe in den Gebäuden der Wassongora (Fig. 64 a und b) erblicken, welche am Nord-Gestade des Albert-Edward-Sees anässig sind. Die Hütten sind rund mit ca. 8 m Durchmesser und haben eine Wand von mehr als Mannshöhe. Letztere wird durch eine doppelte Kreisreihe einzeln stehender Pfähle gebildet, deren äussere von innen, die innere von aussen mit horizontal liegenden genau parallel laufenden Rohrstäben bekleidet wird.

Der Zwischenraum, der etwa noch 10 ctm betragen mag, wird endlich mit trockenen Bananenblättern gefüllt. Die innere Pfahlreihe besteht aus Gabelpfählen, und dient einem Dachboden als Stütze, welcher aus Stangen und grob gespaltene Brettern hergestellt wird. Mitten auf dieser horizontalen Decke steht eine richtige Stuhlsäule als Stütze der Dachspitze. Stuhlmann, welcher diese Konstruktion schildert, betont ausdrücklich, dass niemals diese Stütze bis zum Erdboden, sondern stets nur bis zur horizontalen Decke reicht. Der Innenraum der Hütte ist durch vertikale Wände getheilt, welche aus Stangen und Rohr oder Holzplatten gebildet werden und das Ihrige zur Stützung der Decke beitragen. Der Eingang ist durch zwei senkrecht gestellte Holzplatten flankirt, welche

Wassongora (Stuhlmann).

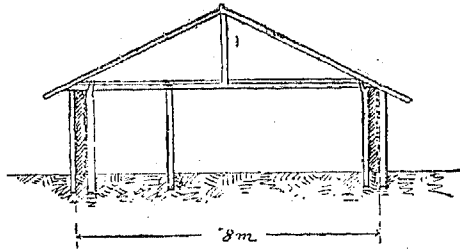


Fig. 64 a.

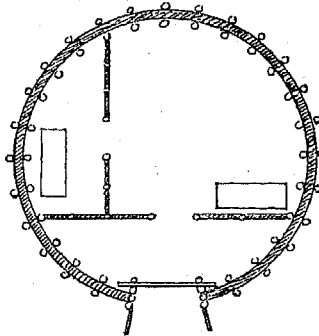


Fig. 64 b.

gemeinsam mit dem überstehenden Dach eine kleine Vorhalle bilden, eine Betonung des Zuganges, wie wir sie in verschiedener Weise in diesem Gebiet ausgebildet finden (vergl. Fig. 20 u. 62). Bemerkenswerth erscheint mir bei diesem auffallend geräumigen Bauwerk die sachgemässe Konstruktion der Wand, die Einfügung von Deckenstützen in die Scheidewände und vor Allem die Verbindung der Mitteldachstütze mit dem Deckengerüst, worin die Anbahnung eines regulären Dachstuhles zu erkennen ist. Gegenüber den Hütten der Ostküste von Deutsch-Ostafrika (s. Fig. 29) ist der Bau der Wassongora als ein ganz wesentlicher Fortschritt zu betrachten.

Zum Schluss sei mir noch ein Blick auf die Pfahlbauten gestattet, welche bei verschiedenen, gänzlich einander fernstehenden Volksstämmen Afrikas vorgefunden wurden.

Wir sahen zunächst bei den Ambuella in den oberen Thälern der Kuando-Zuflüsse die eigenartige Sitte, jede ihrer Wohnungen mittelst eines auf 4 Gabelstützen angebrachten Gerüsts so hoch über den Erdboden zu erheben, dass dieselben den Einwirkungen des Hochwassers entzogen werden (s. Fig. 10). Aus der Konstruktion des Unterbaues folgt hier die Nothwendigkeit des quadratischen Grundrisses der Hütten als einfachste sich anpassende Form und mag auf diese Weise der Uebergang von dem ursprünglichen kreisförmigen zum quadratischen Bau sich entwickelt haben.

In ähnlicher Weise werden wir uns die Gebäude erklären können, welche Cameron auf dem See Mohrya (östlich des Lomami bei den Baluba-Warua) fand. Auf je einer Plattform,

etwa 2 m über dem Wasserspiegel, standen die runden, theilweise rechteckigen Hütten. Nur von letzteren gibt Cameron

eine Abbildung (Fig. 65), aus welcher sich ergibt, dass die Dachflächen direkt auf die beiden in Hüttenbreite auseinander eingerammten

Pfähle aufgesetzt

waren. Die Stellung der Pfähle bedingte also den rechteckigen Grundriss, welcher von dem sonst gebräuchlichen und quadratischen mit abgerundetem überhängenden Dach wesentlich abweicht.

Unbeeinflusst durch den Unterbau ist natürlich der Grund-

Soo Mohrya (Cameron).



Fig. 65.

riss der Gebäude, sobald der Fortschritt von der Einzelplattform zu der grösseren, für mehrere derselben Raum gewährenden Ausdehnung gemacht wird. Dort werden die Hütten durchweg in der gebräuchlichen Weise aufgesetzt. Diese Bauart hat Giraud am Nordende des Nyassa-Sees gefunden, wo die Eingeborenen ihre am Strande gelegenen Niederlassungen bei räuberischen Einfällen ihrer Nachbarn zu verlassen pflegen, um sich auf ihre im See erbauten Zufluchts-Hütten zurückzuziehen. Da jene nicht im Besitz von Booten sind, vermögen sie ihnen nicht zu folgen. Nach Girauds sehr undeutlicher Abbildung scheint es, als wenn auch hier die Gabelungen der eingerammten Pfähle zur Auflagerung der Plattform benutzt würden. Die Stangen des Hüttenbaues entbehren nun hier der Befestigung in den Boden, welcher bei jedem Bau am Lande Halt und Standfestigkeit verleihen muss. Es ist also wohl nur vorauszusetzen, dass bei den Pfahlbau-Hütten durch Verflechtung der Vertikalstangen eine Art korbähnlichen Cylinders erzeugt wird, auf welchem das Dach aufgebracht wird. Gezwingen durch die Noth muss der Baumeister dann zum Prinzip des Satteldachhüttenbaues — ohne tektonisches Gerüst — greifen und eine Umwandlung des Bantu-Stils in jenen wäre damit nahe gelegt. Eine solche hat sich aber nicht eingebürgert, wie sich aus der völligen Isolirtheit dieser Pfahlbauten ergibt. Ein Zusammenhang mit den weit nördlicheren Satteldach-Bauten ist nicht vorhanden.

Die merkwürdigsten Pfahlbauten sind die der Agahr, eines Dinka-Stammes. Zweifellos verdanken auch diese ihren Ursprung der Nothwendigkeit, in Niederungen die Wohnplätze anzulegen, wo Hochwasser oder sumpfiger Untergrund mit ihrem Gefolge von Krankheiten und lästigen Thieren diese Bauweise bedingten. Das Eigenthümliche liegt aber darin, dass die Agahr diese Konstruktion auch auf Bauplätze übertrugen, wo hiefür gar kein Grund mehr vorlag und dass dann der nutzbar werdende Raum unter der Plattform die Bauten als Stockwerks-Bauten erscheinen lässt. So beschreibt Emin ein solches Bauwerk in Bufi folgendermaassen: »In einer 3 m hohen, recht defekten Umzäunung von Bambus erhebt sich, von mehr als 300 starken, über mannshohen Pfählen getragen, eine Plattform von 25 m Länge und 28 m Breite, aus Holz und Reiseren gebildet und mit Thon und Kuhdung zu glattem Estrich geformt. Die untere Etage, der Raum zwischen den Pfählen, ist der Küche, den Vorräthen und den Wasserkrügen nebst dem Mahlstein vorbehalten, auch schlafen die Diener hier. Ein vier-eckiger Ausschnitt in der Mitte der Plattform gibt dem unteren Raume Licht; Leitern führen von dort nach oben. Der obere Raum, durch eine Rohrwand in eine äussere und innere Abtheilung geschieden, weist in jener 2 grosse Hütten von je

15 Fuss Durchmesser, mit niedrigen, etwa 1 m hohen Lehmwänden und hohem spitzen Kegeldache als Behausung für den Hausherrn auf. Die innere, Harem- oder Frauenabtheilung, enthält sechs kleinere Hütten. Der Ort besteht aus einer Anhäufung einzelner solcher Gehöfte.« Nach Junkers Skizze fehlen diesen Hütten übrigens die Veranda-Stützen nicht, sie mögen durch Pfähle gebildet werden, welche durch beide Stockwerke hindurch reichen. Die Dächer sind, wie meist im Süden, so fest zusammengefügt, dass man sie wie Deckel abheben und forttragen kann.

Es ist zweifelsohne eine eigene Art, wie sich der Stockwerksbau aus einer durch die lokalen Verhältnisse motivirten Konstruktion entwickelt hat und die Geschicklichkeit anzuerkennen, mit welcher der Eingeborene denselben auszugestalten und seinen Diensten nutzbar zu machen verstanden hat. Werfen wir einen Blick rückwärts auf das ganze durchwanderte Gebiet der afrikanischen Baustile, so werden wir zu der Anerkennung gezwungen, dass jene Volks-Stämme eine grosse Findigkeit besitzen, jedes ihnen gebotene Material in geeignetster und geschicktester Weise zu verwenden, dass sie mit ihrem so ausserordentlich nothdürftigen Handwerkszeug doch jede Schwierigkeit zu überwinden verstehen, dass ihre Fantasie und Gestaltungsgabe sie hochoriginelle Formen schaffen liess und dass jeder ihrer Baustile sich in einer Weise entwickelt hat, wie man es bei der Unkenntniss jedes künstlichen Holzverbandes kaum erwarten sollte. Bei Beurtheilung dieser Bauten muss man nur das Eine im Auge behalten: Es gibt in Afrika weder eine Bauwissenschaft, noch ein Baugewerbe. In verschiedenen Industriezweigen hat sich auch dort eine Art Gewerbe entwickelt, entweder sind es einzelne Stämme, welche sich demselben in hervorragender Weise gewidmet und in Folge dessen grössere Vollendung ihrer Erzeugnisse erreicht haben, oder es sind in der Bevölkerung nur einzelne Individuen, welche gewerbsmässig sich mit einem bestimmten Industriezweig beschäftigen; z. B. Schnitzerei und Eisenarbeiten. Aber in der Bautechnik kann sich kein Gewerbe entwickeln, weil sich Jeder sein Heim selbst mit Hilfe seiner Frauen und Sklavinnen herstellen muss. Und das Können ist desshalb nicht, wie bei kultivirteren Völkern, ein individuelles, berufsgemässes, sondern ein gemeinsames jedes einzelnen Stammes-Angehörigen. Freilich fehlt es nicht an Übung bei der Veränderlichkeit der Wohnsitze und bei der geringen Dauerhaftigkeit der Gebäude. Einen richtigen Vergleich dieses allgemein verbreiteten Könnens und Bauverständnisses mit demjenigen unserer allgemein Gebildeten, für dieses Fach aber nicht speziell Ausgebildeten, erhalten wir, wenn wir einen solchen nach Afrika versetzen und ihm den Auftrag

geben, dort einmal ein Haus zu bauen. Trotz des ungeheuren Vortheils, den der gebildete Europäer durch seine Erziehung und sein Vorleben inmitten hochentwickelter baulicher Objekte für sich hat, trotz Allem, was er gesehen, und täglich beobachtet hat, stellt er sich meist so ungeschickt an, dass der Eingeborene ihn bei weitem übertrifft mit seinen Leistungen. Zur Illustration will ich eines Vorganges erwähnen, welchen Bateman erzählt. In der Luebo-Station (am Lulua) wollte er gemeinsam mit Mr. Schneider, dem armourer to the expedition, dem er auch hinreichende Ingenieurkenntnisse zuschrieb, ein Blockhaus erbauen. Europäisches Werkzeug war zur Stelle, die nöthigen Baumstämme waren daher mit viel geringerer Mühe zu beschaffen, als der Eingeborene mit seinem Negerbeil es fertig bringt. Was erscheint dem Techniker wohl einfacher als ein Blockhausbau? Aber die Herren bekamen durchaus keinen Verband fertig, sie thürmten die Stämme auf einander, um die Wände immer wieder zusammenstürzen zu sehen, sie konnten kein einigermaßen haltbares und auch nur dichtes Dach herstellen und als ihr Haus fertig war, sah es geradezu wunderbar aus, die Wände durch vorgeschlagene Pfähle gehalten, die Dachfirstpfette an ein paar hohe Säulen mit einem Kreuzband befestigt. Bateman selbst findet das Erzeugniss der europäischen Findigkeit kläglich, jeder Eingeborene hätte es in kürzerer Frist mit schlechtem Werkzeug und ohne Bekanntschaft mit vorzüglichen Vorbildern besser gemacht.

Eine leider immer wieder bekräftigte Thatsache ist, dass die autochthone Kunst der Afrikaner zurückgeht und schwindet, sobald der Europäer seine Industrie-Erzeugnisse einführt; sie weicht dem mühelos und billig zu Gewinnenden. Wird es mit der Baukunst ebenso gehen? — Wird der Europäer mit Wellblechbuden und dergl. von den Küsten aus vordringen und die kleinen Kunstwerke verdrängen, weil sie zu eng, zu dunkel, zu unbrauchbar sind? — Es wäre zu wünschen, dass man auch hier sich die Mühe gäbe, dem Eingeborenen die so einfachen Wege zu zeigen, wie er die ihm überkommenen Formen beibehalten, aber weiter entwickeln und zu dauerhafteren, gesünderen und komfortableren Gebäuden ausgestalten kann. Gerade in diesem Gebiete hat der Afrikaner einen etwas lebhafteren Sinn für das Altgewohnte, wie wir z. B. in Unjamwesi sehen, wo die Tembe-Bauten doch die Rundhütten nicht haben ganz verdrängen können. Es liegt in vielen dieser »Neger-Hütten« doch ein gewisser Reiz und diese Motive verdienen festgehalten und ausgebaut zu werden. In unserer Zeit der nivellirenden europäischen Kultur, wo so viele individuellen Eigenthümlichkeiten in unserem eigenen Vaterlande begraben werden, wird

man allerdings wenig Gewicht darauf legen, solche in den Kolonien zu erhalten. Aber wünschenswerth und jedenfalls auch weise gegenüber den Eingeborenen wäre es doch.



Sv 17. 2383

BUCH-NR. 50.594.459

ZEITUNG.

28

00